



skolast

fahrende skolast: südtiroler hochschülerzeitung

7. jahrgang nr. 1

bozen, jänner 1962

Südtirol — Jahreswende 1961

Wünsche

Es gibt erfüllbare und unerfüllbare Wünsche, solche, die wahrscheinlich in Erfüllung gehen, andere, deren Erfüllung zweifelhaft ist. Die Eingliederung wird dem freundlichen Leser überlassen:

- Möge es einen Hochschüler geben, a) der den „Fahrenden Skolasten“ von vorn bis hinten liest, b) der für jede Nummer einen Beitrag schreibt.
- Möge jeder Hochschüler einen Abonnenten für die Hochschülerzeitung werden.
- Möge jeder Leser im Laufe des Jahres zur Ueberzeugung gelangen, daß die Gestaltung des Fahrenden Skolasten nicht nur die Nachahmung moderner Formen anstrebt, sondern sich notwendig aus dem modernen, d. h. zeitnahen Inhalt der Zeitung ergibt.
- Möge jeder Kritiker verstehen, daß Studentenzeitungen auch den Mut haben müssen, Anstoß zu erregen.
- Möge jeder Artikelschreiber bedenken, daß auch Herausgeber von Studentenzeitungen Verantwortung zu tragen haben.
- Mögen alle Südtiroler einsehen, daß 4 Berge und 3 Täler nicht die Welt sind.

Dr. Rainer Seberich
„Verantwortlicher“ des F. Sk.

Das Jahr, das nun zu Ende geht, war für unsere Heimat Südtirol ein sehr bewegtes, gekennzeichnet durch viele, teilweise auch unerfreuliche Ereignisse. Ich möchte darüber eine kleine politische Rückschau halten.

Die beiden Vertragspartner des Pariser Abkommens — Italien und Oesterreich — haben im Jahre 1961 im Sinne der Resolution der Vereinten Nationen vom Herbst 1960 wiederholt versucht, eine Einigung über die Durchführung des Pariser Abkommens, insbesondere über die Autonomie für Südtirol, zu erzielen. Die diesbezüglichen drei Treffen der italienischen und österreichischen Delegationen in Mailand, Klagenfurt und in Zürich sind ergebnislos verlaufen. Dem Zürcher Treffen war noch eine Expertenzusammenkunft vorausgegangen, und wenn somit dieses Treffen auch als das vorbereitetste gelten kann, endete es mit der Feststellung, daß die gegenseitigen Standpunkte unvereinbar seien. Das Mailänder Treffen erfolgte im Winter, das Klagenfurter im Frühjahr und das Zürcher im Sommer. Dort machte Oesterreich den Vorschlag, man möge die Verhandlungen auf bilateraler Ebene als gescheitert ansehen und somit zum zweiten Teil der Resolution der Vereinten Nationen übergehen, welcher vorsieht, daß bei einer Nichteinigung in einer angemessenen Zeit die beiden Parteien eines der friedlichen Mittel anwenden sollten, die eben in diesem zweiten Teil der Resolution angeführt sind. Aber auch hier waren die Standpunkte nicht vereinbar und zwar deswegen, weil der italienische Partner die Südtirolfrage als ein juridisches, während der österreichische Partner sie als ein politisches Problem ansieht, das somit nicht von juridischem, wie es Italien möchte, sondern von politischen Instanzen gelöst werden soll. Demzufolge machte Oesterreich bei der heurigen Generalversammlung der Vereinten Nationen das Problem Südtirol wieder anhängig, mit dem Begehren, dieselbe möchte behilflich sein, ein friedliches Mittel ausfindig zu machen, das beide Parteien zwecks Lösung der Frage anzuwenden hätten. Die Vereinten Nationen haben sich heuer aber lediglich auf eine einstimmig angenommene Resolution beschränkt, die einen Hinweis enthält auf die Resolution des vorigen Jahres, mit der Einladung an beide Parteien, wiederum zu versuchen, auf dem Verhandlungswege eine Einigung zu erzielen und im negativen Falle eines der in der vorjährigen Resolution genannten friedlichen Mittel anzurufen. Das friedliche Mittel wurde also nicht bestimmt, sondern es bleibt die Auswahl unter ihnen offen; Oesterreich hat somit das nicht erreicht, was es eigentlich wollte. Andererseits wollte Italien überhaupt keine Resolution, oder wenn schon, daß dieselbe die beiden streitenden Parteien an den Haager Gerichtshof verweise (juridisches Gremium). Dieser Wunsch ist aber nicht in Erfüllung gegangen und die Auseinandersetzung vor den Vereinten Nationen endete somit ohne Sieger und Besiegte. Der Weg zurück zu den Vereinten Na-

tionen bleibt somit offen und ist nicht versperrt. Aus dem eben Gesagten ergeben sich zwei Fragen:

1. Warum ist es zu keiner Einigung gekommen zwischen den beiden Partnern anlässlich der Treffen in Mailand, Klagenfurt und Zürich?

2. Sind die internationalen Instanzen ein geeignetes Mittel, die Südtirolfrage zu lösen?

Zur ersten Frage: Es kam zu keiner Einigung über das Kernproblem — die Autonomiefrage — bei den bilateralen Verhandlungen, weil Italien dort erklärte, daß eine Lösung der Autonomiefrage nur möglich sei innerhalb des bestehenden Autonomiestatutes, also ohne Abänderung desselben. Oesterreich hingegen verlangt gemäß der Forderung der politischen Vertreter des Südtiroler Volkes eine echte Autonomie für Südtirol, d. h. dem Lande Südtirol soll die Gesetzgebung gegeben werden und die Verwaltung auf allen jenen Gebieten, die für den ethnischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bestand des Südtiroler Volkes lebenswichtig sind; nur so könne der Zweck des Pariser Abkommens erreicht werden.

Eine neue Gesetzgebung kann aber dem Lande Südtirol nur dann gegeben werden, wenn das bestehende Autonomiestatut durch ein neues ersetzt wird.

Und nun zur zweiten Frage: Die bisherigen Erfahrungen bei den Vereinten Nationen haben gezeigt, daß die internationalen Instanzen — in diesem Falle die Vereinten Nationen — Empfehlungen geben, die nicht allein schon die Lösung des Problems mit sich bringen, sondern nur ein Hilfsmittel darstellen zur Lösung der Frage; das heißt aber nicht, daß dieses Hilfsmittel nicht ein wirksames ist und sein kann, auch für die Zukunft.

Die italienische Regierung hat heuer den ernstlichen Versuch gemacht, mit den Südtirolern ins Gespräch zu kommen, indem sie die sogenannte 19er Kommission ernannt hat (Südtirolkommission), die die Aufgabe hat, die Probleme Südtirols zu studieren und der Regierung zu berichten. Wir können auch mit Satz „der Regierung zu berichten“ sagen „und der Regierung Vorschläge zu machen“. Der Parteiauschuß der Südtiroler Volkspartei hat am 7. August 1961 einstimmig dieser Kommission seine Zustimmung gegeben, und unter den 19 Mitgliedern derselben befindet sich, außer den 5 Parlamentariern der Südtiroler Volkspartei, noch der Präsident der Handelskammer von Bozen und der Präsident des Landesausschusses. Die Südtiroler Vertreter haben in der Eröffnungssitzung, die heuer im September erfolgte, erklärt, daß sie sich nicht gebunden fühlen können gegenüber Beschlüssen, die die Kommission ohne ihre Zustimmung faßt.

Die Vorschläge, die die Kommission der Regierung machen wird, sind allerdings für letztere nicht bindend, jedoch dürften dieselben, besonders wenn sie

Europa-Brücke

einheitlich gefaßt worden sind, ein stärkeres Gewicht haben. Das Parlament ist auch souverän und eine Aenderung bzw. Neufassung des Autonomiestatutes kann nur durch ein Verfassungsgesetz erfolgen und dies fällt in die alleinige Zuständigkeit des Parlamentes. Damit will ich lediglich sagen, daß auch bei einstimmigen Vorschlägen von seiten der Südtirolkommission die Regierung und das Parlament noch nicht gebunden sind. Dies muß hervor-gehoben werden, damit kein übertriebener Optimismus und übertriebene Hoffnungen in die Arbeit der Kommission gesetzt werden, andererseits möchte ich aber den Pessimisten wiederum sagen, daß die Arbeiten innerhalb der Kommission bis jetzt in einem guten Klima verlaufen und daß die Probleme Südtirols endlich einmal, vielleicht das erste Mal, dort ernstlich unter die Lupe genommen und behandelt werden und daß eine gewisse Verständigungsbereitschaft derzeit da ist. Es wäre allerdings verfrüht, jetzt schon eine Prognose über den Ausgang dieser Besprechungen zu stellen.

Abschließend noch einige Gedanken über die Sprengstoffanschläge, die heuer die öffentliche Meinung Südtirols, und nicht nur diese allein, so aufgewühlt haben. Ueber dieses Thema ist schon viel gesprochen und geschrieben worden. Von allen Seiten sind die Gewaltakte unmißverständlich verurteilt worden. Wir dürfen die Gewaltanwendung aber nicht nur oder deswegen verurteilen, weil sie uns schadet und schon geschadet hat; wenn wir diesen Standpunkt einnehmen würden, so müßten wir die Gewaltanwendung gutheißen, falls sie uns nützen würde. Die Anwendung von Gewalt als Mittel zur Lösung politischer Fragen wird von uns grundsätzlich abgelehnt, ganz unabhängig vom Schaden oder Nichtschaden, die sie uns bringen kann. Wenn es anders wäre, würde die gesamte sittliche Ordnung, auf die die Welt sich stützen muß, zerstört, und falls die Anwendung der Gewalt als eine gültige Formel zur Lösung politischer Fragen in der Welt anerkannt würde, so müßte dies das Ende der Freiheit schlechthin und insbesondere aller kleinen Völker, zu denen auch wir zählen, bedeuten.

Ich hoffe zuversichtlich, daß das neue Jahr für Südtirol ein ruhigeres wird, als es das verfllossene war und daß es eine gerechte Lösung unseres Problems bringen möge. Wenn nicht, so soll im kommenden Jahre wenigstens ein wesentlicher Fortschritt in dieser Hinsicht erzielt werden. Dazu braucht es den guten Willen und die Anstrengungen aller Beteiligten; vor allem muß Rom europäischer denken und handeln.

Wir lieben den Frieden und deswegen wollen wir mit allen Kräften eine echte Lösung anstreben, die uns diesen Frieden bringt.

Dr. Silvius Magnago

Landeshauptmann

und Obmann der Südtiroler Volkspartei

Ja, die Europa-Brücke auf der Nord-tiroler Brennerstrecke ist hier gemeint: eine mächtige Brücke, ein schwindel-erregendes Bauwerk auf der neugeplan-ten Autostraße, die den Norden mit dem Süden verbinden soll... ein Symbol, eine Mahnung, eine Möglichkeit...

In Brixen steht am Eingang der Spar-kasse der Provinz Bozen ein Beton-relief (Titelbild), auf dem in einer Bild-folge der mittelalterliche Handel dar-gestellt ist, wie er sich vom Orient nach Venedig und dann über Tirol nach den deutschen Städten entwickelt. Daneben sind ein Kaiser und ein Bischof abge-bildet, als Zeugen der kirchlichen und weltlichen Macht, als Ordner und För-derer. Durch Jahrhunderte hindurch war Tirol Verbindungsglied zwischen Norden und Süden, war Brücke, war Umschlagplatz, nicht nur für Handels-güter, sondern auch für Güter der Kul-tur. Es gibt zahllose Denkmäler dieses geistigen Austausches und der gegen-seitigen Befruchtung. Und jetzt? Was bedeutet uns heute die weltliche Macht, der Staat? Ist er Ordner und Förderer? Ist Tirol Verbindungsglied zwischen Nord und Süd, ist es noch Brücke?

Seit dieses Land 1363 an die Habs-burger fiel, war es ein verlässlicher Rückhalt der österreichischen Dynastie; zugleich war Tirol eines der stabilsten politischen Gebilde Europas durch Jahrhunderte. Die wiederholt aus eigen-er Kraft geleistete Landesverteidi-gung, die vom Markgraf Ludwig von Brandenburg schon 1342 gewährte Ver-fassung, die frühe Bauernfreiheit, fer-ner die zeitweilige wirtschaftliche, poli-tische und kulturelle Hochblüte waren wichtige Faktoren in der Formung einer reifen politischen Bewußtseinsbildung.

Was durch Jahrhunderte eine ge-schichtliche Einheit war, wird nach dem ersten Weltkrieg gegen den Willen der Bevölkerung getrennt. Seitdem gibt es ein „Nord- und Südtirol“, zwei ver-schiedene Entwicklungen, zwei Schick-sale. Diese Trennung wurde in Südtirol nie anerkannt. Es begann eine Entwick-lung, die für Italien gefährlich, für uns aber verhängnisvoll werden kann: Das Mißtrauen gegen den Staat. Das Mißtrauen des Staates gegen uns. Die Probleme Italiens berühren uns nicht und wir ignorieren sie, vielleicht, weil man sie uns auf-zwängen wollte. Wir sitzen in einem Schiff, um dessen Lenkung wir uns aus Trotz nicht bemühen. Man lebt und spricht aneinander vorbei. Kulturelle Zusammenarbeit ist fast unmöglich: Mißtrauen gegen italienische Initiati-ven, weil man eine getarnte Italianisie-rung vermutet; übereifrige Stellen zer-stören dann auch noch die letzten Mög-lichkeiten...

Das allgemeine Gefühl, der Staat arbeite gegen unsere Volksgruppe, hat bei vielen jungen Südtirolern — und besonders auch bei Studenten — Re-signation und Staatsent-

fremdung zur Folge, die sich darin äußert, daß man sich Arbeitsmöglich-keiten in Deutschland, Oesterreich oder der Schweiz sucht, das Land verläßt und dadurch den Problemen aus dem Wege geht. Da wir vom deutschen Sprachraum und dessen sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung durch Jahrzehnte getrennt waren, war eine Entfremdung unvermeidlich. Jetzt be-mühen wir uns, den kulturellen An-schluß wieder aufzunehmen: Schulen, soziale Einrichtungen, kulturelle Tätig-keit. Die völlig andere Sozialstruktur unserer italienischen Mitbürger und deren grundverschiedene Anliegen; fer-ner unsere immer wieder genährte Ab-

Und da ist eine der Hauptaufgaben, die die Intellektuellen zu leisten haben: die Verwirklichung des alten Hugenot-tenwortes: „Savoir resister“ — Wider-stand leisten können. Neinsagen können nicht bloß Tyrannen gegenüber — das ist relativ leicht —, jeden Tag muß man nein sagen können gegen etwas, das glaubt, es sei schon deswegen legiti-m, weil es gestern schon bestanden hat.

CARLO SCHMID

wehrpsychose: all dies macht einen Austausch der Kulturen, eine Zusam-menarbeit unmöglich. Unsere psycholo-gische Situation ist jene eines klei-nen Volkes (250.000), das zahlenmäßig den 200sten Teil des Staatsvolkes aus-macht.

Vor allem brauchen wir das Ver-ständnis Italiens: Es muß möglich wer-den, daß wir uns als Tiroler, als Deut-sche geben dürfen, als Minderheit er-halten können, ohne das Mißtrauen Italiens zu erwecken. Es muß möglich werden, die kulturelle Einheit Tirols anzuerkennen und wieder herzustellen, ohne die Staatsgrenze zu ändern. Es muß möglich werden, daß wir uns als italienische Staatsbürger fühlen, ohne Italiener werden zu müssen...

Vertrauen um Vertrauen: dann erst können wir uns auf unsere eigentliche Aufgabe als Vermittler, als Brücke be-sinnen; dann kann aus dem Gegenein-ander ein Miteinander werden, ein Mit-einander für Europa, für Europas Schicksal, das auch unser Schicksal sein wird. Hans Wielander

Titelbild: Handelsstraße
im Mittelalter von Karl Weis
Zementguß, Ausf. 1959
Größe: 3,20 m x 2,30 m
Brixen, Sparkasse

Historische Bereiche in unserer Gegenwart

Vielleicht sind Krisenzeiten ein Anruf an uns, die gestaltenden Kräfte der Gegenwart und ihren Sinngehalt klarer zu erkennen.

Voraussetzung für den Willen, zu erkennen, ist neben der von außen sich aufdrängenden Tatsache der Krise die innere Aufgeschlossenheit gegenüber dem Gegenstand, ist die persönliche Liebe zur Sache. Der Wille zu erkennen bedeutet, mit klarem Verstand die Krise auf die in ihr wirkenden Kräfte hin — seien sie kultureller, politischer, ökonomischer, rechtlicher oder irgendwelcher sonstiger Beschaffenheit — zu analysieren, zu ihrem Verständnis vorzustößen, retardierende und vorantreibende Elemente zu prüfen und deren innere Wahrhaftigkeit und Berechtigung für unsere Gegenwart nach Maßstäben abzuwägen, die allgemeine Gültigkeit besitzen. Das Ziel der Erkenntnis ist, bewußter, das heißt durch eine Entscheidung in unserer Gegenwart zu leben, besonders dann, wenn jeder persönlich von der Krise berührt wird und in dem oft sich widerstrebenden Geflecht der Kräfte einen gültigen Standpunkt bestimmen muß. Dabei ist natürlich keine monokausalistische Erklärung von Tatbeständen und Entscheidungen mehr zulässig, sondern eine vielschichtige Betrachtung erforderlich. Auch ist der realistische Einwand, die vernünftige Entscheidung könne nicht getroffen werden, weil oft eine Unvernunft in dem Geschehen waltet und ständig praktiziert werden kann, hinfällig dann, wenn man sich dem höheren realistischen Argument nicht verschließt, daß es letztlich die vom Geist geprägten

ordnenden Funktionen sind, die das zwischenmenschliche Zusammenleben erst erträglich machen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß die einzelnen Elemente nicht isoliert, sondern eingeordnet in den großen Zusammenhang gesehen werden sollten.

Die Frage nach den Maßstäben und ihrer Gültigkeit ist nun von entscheidender Bedeutung. Wie im Mittelpunkt all solcher Überlegungen stets der Mensch und die Gemeinschaften, in denen er lebt, steht, so werden auch hierbei all die Erkenntnisbereiche des Wissens angesprochen, die sich mit dem Menschen beschäftigen. Es sollen — nach diesen allgemeinen Gedanken — nun ein paar wichtige Kräfte aus einem dieser Bereiche, dem Gebiet der Geschichte, die ja von der Vergangenheit her die Gegenwart verstehen will und die tragenden Kräfte — von ephemeren Ereignissen weniger belastet — wohl besonders deutlich zum Ausdruck zu bringen vermag, als Maßstab aufgeführt werden, nach denen auch gemessen werden muß; dabei ergibt sich in diesem Bereich schon ein sehr differenziertes Bild von den geschichtlichen Kräften, die unsere Gegenwart bestimmen.

Eine frühzeitige grundlegende geschichtliche Kategorie ist das Volk als eine durch gemeinsame geistige und kulturelle Entwicklung zusammengewachsene Einheit. Seine landsmannschaftlichen Untergliederungen partizipieren vom Ganzen und bereichern das Ganze. Eine Isolierung oder gar eine Herauslösung aus dieser Einheit ist nicht ohne die gravierendsten Folgen

für beide Teile möglich. Gegen eine Verabsolutierung dieses Wertes des eigenen Volkes aber wendet sich berechtigt das Wort von Ranke: „Die Idee der Menschheit, Gott gab ihr Ausdruck in den verschiedenen Völkern“.

Damit ist eine weitere in die Gegenwart hineinreichende Dimension angesprochen, eine die Völker umfassende Idee. Innerhalb der abendländischen Welt verbindet sie sich vom Altertum bis in die Neuzeit hinein mit dem Begriff des Reiches. Dem übervölkischen Reich war der moderne Nationalstaatsgedanke fremd. Wenn auch die christlich-abendländische Reichsidee des Mittelalters und der früheren Neuzeit Europa zum Teil nur ideell umfaßte und nicht stark genug war, eine wie auch immer gestaltete europäische Einheit zur verbindlichen Verpflichtung der hohen Politik zu machen, so ist das Bewußtsein darum nicht untergegangen, zumal es in der geistigen Welt, selbst nach dem Verlust der einheitlichen Religion und der Einheitskirche, kulturell auch in säkularisierter Form noch vorherrschte.

Zwei Bereiche: Volk und übergeordnete Einheit erweisen sich so als tragende Bestandteile unserer Gegenwart. Der eine hebt den anderen nicht auf, sondern durchdringt ihn; beide Bereiche haben ihr Recht und verlangen Rücksicht.

Das geschichtliche Erbe von europäisch-abendländischem Bewußtsein und völkischem Dasein wurde durch neue Elemente bereichert. Aus der Festigung der Königs- und Fürstenmacht, aus der Institutionalisierung staatsrechtlicher

Kulturpolitik in Südtirol

Die Redaktion der Bologneser Zeitschrift „Il Mulino“ hat am 4. und 5. November in Bozen eine politische Studententagung abgehalten, die unter dem Leitthema „Eine Politik für Südtirol“ stand.

Das Monatsheft „Il Mulino“ wird von einer Gruppe fortschrittlich gesinnter katholischer Wissenschaftler und Intellektueller der Universität Bologna herausgegeben und hat bei mehreren Gelegenheiten versucht, sich in unvoreingenommener Weise mit der Südtiroler Frage auseinanderzusetzen, um so auch in der öffentlichen Meinung Italiens größeres Verständnis für die Nöte völkischer Minderheiten zu erwecken. Beim Treffen in Bozen bestritten der Obmann der SVP, Dr. Silvius Magnago, und die beiden Exponenten der Bozner DC, Professor Giuseppe Farias und Frau Lidia Menapace, die Hauptreferate, während bekannte Vertreter des ausländischen und italienischen Geisteslebens und der Südtiroler Kultur und Politik teilweise sehr bedeutungsvolle Diskussionsbeiträge leisteten. Die Tagung wurde mit einem gemeinsamen Communiqué, in dem die Notwendigkeit der Gewährung einer echten Autonomie für Südtirol unterstrichen wird, abgeschlossen. Die Vorträge der Hauptreferenten und Diskussionsredner werden demnächst in einem Sammelband erscheinen.

Nachstehend veröffentlichen wir den Diskussionsbeitrag unseres Kollegen Konrad Neulichel, der bei den Teilnehmern an der „Mulino“-Tagung großen Beifall gefunden hat.

Ueber das Thema des Verhältnisses der Südtiroler zur italienischen Kultur läßt sich streiten. Man kann darüber die verschiedensten Meinungen hören, ich möchte aber — zum Zwecke einer eigenen klareren Standortbestimmung — nur drei, in ihrer Art sehr profilierte, scharf voneinander abgehobene, herausheben: Erstens gibt es Leute, die die Meinung vertreten, daß sich eine Minderheit — eben weil sie Minderheit und somit schwächer sei — völlig von der Kultur des Staatsvolkes absondern müsse, um die Reinheit der eigenen Kultur bewahren und sich selbst behaupten zu können. Diesen Standpunkt würde ich als kulturellen Rassismus oder Kulturapartheid bezeichnen. Dann gibt es Leute, die auch in geistigen Dingen eine sogenannte Realpolitik betreiben möchten und auf Grund der Tatsache, daß wir nun einmal innerhalb des italienischen Staatsverbandes leben, nunmehr auch ein Hineinwachsen in die Kultur des Staatsvolkes, eine Assimilierung und Angleichung in Mentalität und Geistigkeit empfehlen. Man könnte diesen Standpunkt eine Art kulturellen Opportunismus nennen. Und endlich gibt es solche, die der Meinung sind, es gehe heute nicht mehr so sehr um die deutsche oder italienische Kul-

tur, sondern um eine allgemein europäische oder schlechthin übernationale. Dieser These haftet, wie mir scheint, ein nivellierendes Element an, da sie die ursprüngliche Einzigartigkeit einer jeden Kultur, und damit ihr Nicht-Austauschbares, außer acht läßt.

Im Gegensatz zu diesen drei hier skizzierten Möglichkeiten einer Kulturpolitik in einem gemischtsprachigen Gebiet glaube ich, daß es im wesentlichen um eines geht: Der Staat hat die Pflicht, der sprachlichen Minderheit alle Möglichkeiten einzuräumen, sich im eigenen, d. h. hier: im deutschen kulturellen Bereich auszubilden, den lebendigen Kontakt und Austausch mit dem sprachlichen und geistigen Mutterland (und das ist der gesamte deutsche Sprachraum) zu suchen und auszubauen. Die Minderheit hat ihrerseits die Pflicht und Aufgabe, diese Möglichkeiten voll und ganz auszuschöpfen (diesen Pflichten der Erziehung, von seiten des Staates, und der Ausbildung, von seiten der Minderheit, sind weder Staat noch Minderheit bis heute in vollem Ausmaß nachgekommen). Denn es ist doch so, daß eine wirklich fruchtbare Begegnung und ein offenes Gespräch zwischen zwei Kulturen nur dann zustande kommen kann, wenn zwei vollkommen ebenbürtige Partner da sind. Und wer also wünscht — und das tun wir alle —, daß sie zusammenkommen, sich kennenlernen, kulturel-

Vorschau

Vorstellungen, aus dem Erleben völkischer Einheit erwachsen neben der weiterlaufenden Reichsidee neue Vorstellungen von staatlicher Autonomie, die aus der Geschichte und seither in unserer Gegenwart nicht mehr wegzudenken sind. Sie wurden durch die Idee der französischen Revolution um die Gedanken demokratischer Grundrechte und der Volkssouveränität vertieft und erweitert. Sie legten aber auch neben dem erwachenden Nationalbewußtsein Kräfte frei, die oft genug gegen die früher genannten Grundlagen verstößen haben oder zum Kampf der diese Werte verabsolutierenden Völker gegeneinander führten. Denn es verbargen sich hinter ihnen zugleich patriotische Machtpolitik, traditionstreue Vaterlandsliebe und nationaler Enthusiasmus für das Selbstbestimmungsrecht des Volkes. Die Erhebung eines der genannten Fundamente zum höchsten Wert unter Außerachtlassung der anderen hat sich stets als geschichtlicher Irrweg und Versündigung herausgestellt.

Als letzte Kraft seien die in der Neuzeit immer stärker das Leben bestimmenden wirtschaftlichen Potenzen genannt, die ebenfalls nur dann ihre dem Menschen und den ihn umschließenden Gemeinschaften dienende Funktionen erfüllen konnten, wenn sie sich in die schon genannten Bereiche einzuordnen verstanden.

Ich glaube, diese sehr abstrahierenden Gedanken, über die man nachdenken mag, sind auch für die Südtirolfrage von hoher Bedeutung. Sie zeigen schon von der Geschichte her die Vielschichtigkeit eines Problems, zu dessen Lösung nicht Schlagworte, Fanatismus oder Zynismus, sondern Besonnenheit und nicht erlahmendes Bemühen beitragen.

Dr. Georg Droege

len Austausch pflegen, der muß darauf dringen, daß vorerst einmal jeder seinen eigenen Bereich, seinen eigenen geistigen Standort kennt, bevor er befähigt ist zu einer Begegnung mit dem anderen. Gefährlich für einen Staat ist nämlich gar nicht der Umstand, daß seine Minderheit in ihrer kulturellen Welt fest verwurzelt ist, sondern ganz im Gegenteil, gefährlich ist für ihn nur, wenn die Minderheit im Zustand der Halb- oder Halbbildung belassen oder gar in diesen Zustand gezwungen wird. Denn dieser Zustand der Un- oder Halbbildung stellt einmal den Nährboden dar für eine Art geistigen Proletariats, das nicht mehr weiß, wo es steht und wohin es gehört; zum andern ist die Halbbildung immer ein Boden, auf dem politischer Fanatismus und Radikalismus stets gut gedeihen, weil geistig unmündige und haltlose Menschen zu allem fähig sind und man mit ihnen alles „machen“ kann (ein Beispiel dafür ist der Nationalsozialismus, der im wesentlichen — als ideologisches Phänomen — das Produkt der Halbbildung einiger weniger verbrecherischer Phantasten ist).

Es müßte also gerade im ureigensten Interesse des Staates liegen, die sprachliche Minderheit mit allen Kräften und Mitteln am kulturellen Leben ihres Mutterlandes teilnehmen zu lassen, um dadurch sowohl einer drohenden geisti-

Am 2. Jänner trat der neugewählte Vorstand unserer Vereinigung zu seiner ersten Sitzung zusammen. Ich führe gern die bereits zur Tradition gewordene Einrichtung fort, daß der Präsident in einer kurzen Vorschau einige Gedanken über die Tätigkeit vorbringt, die der neugewählte Vorstand in seinem Arbeitsjahr zu erfüllen gedenkt.

Alle Vorstandsmitglieder sind sich darüber einig, daß vor allem in organisationstechnischer Hinsicht noch viel zu leisten ist. Eine exakte Organisation unserer Vereinigung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen — wenn nicht gar die wichtigste —, damit weitere konkrete Erfolge erreicht werden können. Im Statut der Südtiroler Hochschülerschaft werden als Hauptarbeitsgebiete die Vertretung der Interessen der Südtiroler Hochschüler gegenüber Verbänden und Behörden, Beratung und Auskunft über Studienbedingungen, wirtschaftliche Unterstützung, fachliche und kulturelle Weiterbildung, kulturelle und sportliche Veranstaltungen, Fernreisen bezeichnet.

Man mag sich zur Südtiroler Hochschülerschaft stellen, wie man will, eines kann niemand leugnen: sie hat in der relativ kurzen Zeit ihres Bestehens immerhin Beachtenswertes geleistet. Es ist nicht zuletzt auch ein Verdienst der Südtiroler Hochschülerschaft, daß die meisten in Oesterreich erworbenen akademischen Titel von Italien anerkannt werden, daß sich die wirtschaftliche Lage der Südtiroler Hochschüler erheblich gebessert hat, daß jederzeit von jedem Studenten genaue Auskunft über Studienbedingungen eingeholt werden kann, daß die verschiedenen Hochschulgruppen mit den zugeteilten Kulturbeiträgen ein ausgedehntes und intensives Programm am Hochschulort durchführen können usw.

So erfreulich diese Erfolge sind, so wenig darf man aber auch vergessen, daß gerade diese Erfolge eine große Gefahr in sich bergen: wie jede Interessengemeinschaft, die viele ihrer wichtigsten Aufgaben erreicht hat, droht auch unsere Organisation zu einer verkalkten Institution zu erstarren.

Im Dezember 1956 schrieb in diesem Blatt der damalige Präsident Franz v. Walthor: „Der erste Schritt ist gelungen: man kritisiert und schimpft. Wir wissen nun, daß die Südtiroler Hochschülerschaft sich durchgesetzt und bewährt hat.“

gen Proletarisierung als auch einem politischen Fanatismus den Boden zu entziehen (für beide Tendenzen gibt es in Südtirol Ansätze). Erst wenn die Minderheit zu vollem geistigen Selbstbewußtsein und kultureller Mündigkeit erwachsen ist (was nur möglich ist, wenn der Staat alles getan hat, um von sich aus diesen Prozeß zu fördern), erst dann kommt es zu einem lebendigen Austausch zwischen zwei Kulturen, innerhalb dessen im gegenseitigen Geben und Empfangen die Vielfalt und der Reichtum unserer abendländischen Welt aufleuchtet.

Denn letztes Ziel all unserer Bemühungen kann ja nicht ein auf einem kulturellen Monismus, einer Monokul-

So paradox es klingen mag: leider hat dieses Kritisieren und Schimpfen sehr stark nachgelassen. Und ich glaube behaupten zu dürfen, nicht, weil kein Grund zu schimpfen vorhanden ist, sondern weil sich einerseits ein Mangel von vordringlichen Aufgaben ergeben hat, andererseits sich eine gefährliche Bequemlichkeit eingeschlichen hat. Man ist froh, wenn man in den Genuß von zahlreichen Vorteilen kommt, macht sich aber häufig sehr wenig Gedanken darüber, daß sich mit der Zeit alles tot läuft, dessen man sich nicht würdig zeigt.

Die Südtiroler Hochschülerschaft kann und darf es sich nicht leisten, daß 20 ihrer Mitglieder arbeiten und die übrigen 600 darauf warten, daß diese Arbeit ihre Früchte trägt. Der Vorstand richtet daher an alle Südtiroler Hochschüler die eindringliche Bitte, wenigstens durch die Teilnahme an den Veranstaltungen der eigenen Organisation ihr Interesse zu bezeigen. In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, daß der Vorstand und die Verbindungsmänner nicht hauptberuflich in der Hochschülerschaft tätig sind, sondern vor allem ihre Freizeit dafür opfern. Es soll dies nicht eine billige Ausrede für eventuell nicht getane Arbeiten sein, sondern lediglich aufzeigen, daß die Arbeit, die eine 600 Mitglieder umfassende Organisation mit sich bringt, einfach nur dann zu bewältigen ist, wenn gelegentlich auch „amtlose“ Südtiroler Hochschüler bei verschiedenen Arbeiten mithelfen.

Abschließend möchte ich sagen, daß ich in meinen kurzen Bemerkungen mit Absicht ausschließlich auf ganz konkrete Probleme der Südtiroler Hochschülerschaft hingewiesen habe, ohne mich der Gefahr auszusetzen, mich in geistige Regionen zu verlieren. Sicherlich sind es Sorgen, deren Lösung von der Haltung der Gesamtheit der Südtiroler Hochschüler abhängt. Der neue Vorstand wird seinerseits alle Anstrengungen unternehmen, um den Aufgaben, die ihm gestellt werden, gerecht zu werden. Vor allem wird es sein Bestreben sein, jene Aufgabe zu erfüllen, die er als eine der primären der Südtiroler Hochschülerschaft ansieht und die ich etwas überspitzt als „Organisation einer Organisation“ formulieren möchte.

Hansjörg Kucera

tur beruhendes Ideal sein, denn ein Monismus in diesem Bereich, die Gleichschaltung nach einem einzigen Prinzip, kann der Beginn des Totalitarismus sein, den wir ja — auf Grund unseres Bekenntnisses zu einer freiheitlichen Gesellschaftskultur — ablehnen; sondern unser Ziel kann nur sein ein vielgestaltiges Bild einer menschlichen Gesellschaft, in der ein Pluralismus herrscht, d. h. ein freies, gleichberechtigtes und ebenbürtiges Neben- und Miteinander von Völkern, Rassen, Kulturen, Mentalitäten. Das allein, scheint mir, garantiert auch erst ein wahrhaft demokratisches Zusammenleben der Menschen.

Konrad Neulichedl

Es gibt auch erfreuliche Nachrichten: wir sind nun in der Lage, den Mitarbeitern unserer Studentenzeitschrift

skolast

für Beiträge, die veröffentlicht werden, auf Wunsch ein kleines Honorar zu bezahlen und zwar 9 Lire für jede Spalten-Zeile, 3000 Lire für das Titelbild, 2000 Lire für Bilder im Inneren der Zeitung; Illustrationen werden nach Spaltenraum bemessen. Zweck dieser Erneuerung ist einmal die erhoffte Belebung der Mitarbeit, dann aber die wohlverdiente, wenn auch nicht große Belohnung für die oft saure Mühe des Schreibens.

Beiträge von Bildern erwarten wir vor allem von jungen Künstlern und Dilettanten, die sich damit der Öffentlichkeit vorstellen können. Moderne photographische Studien sind ebenfalls willkommen.

Die ersten Jahre der Hochschülerschaft und des „Fahrenden Skolasten“ waren durch große Aktivität, durch allgemeines Aufbauen charakterisiert. So war es damals denn auch möglich, jährlich bis zu 7 „Skolasten“ herauszubringen, weil es noch viele Meinungen gab und somit viele Beiträge. Um die Hochschülerschaft (und auch um die Hochschulzeitung) ist es seither stiller geworden, da wir allmählich eine selbstverständliche Institution geworden sind. Dieser Situation versuchen wir nun dadurch Rechnung zu tragen, daß wir neben dem jeweiligen Hochschulproblemen andere Themen aufgreifen, die uns sowohl als Hochschüler, als auch als Südtiroler und Europäer angehen. Dieser Versuch wurde begonnen mit der letzten Nummer („Moderne Gestaltung“) und wird mit dieser „Südtirol“-Nummer fortgesetzt, die auf vielseitigen Wunsch geplant und nun mit den vorhandenen Mitteln ausgeführt wurde.

Das nächste Thema: „Mathematisch-technisches Denken“ versucht zwei Anliegen zu befriedigen. Einmal soll unser Verhältnis zu diesen Disziplinen kritisch durchsucht werden nach Vorurteilen, nach falschen Vorwürfen, nach Ueberschätzungen, mit dem Zwecke einer richtigen Einschätzung. Ferner soll hier den Mathematikern, Naturwissenschaftlern und Technikern Gelegenheit gegeben werden, die fast unübersehbare Ausweitung dieser Disziplinen auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens aufzuzeigen. Nun liegt es an den Mathematikern und Technikern (und nicht nur an ihnen!) mit Beiträgen jeglicher Art die Nummer zu bereichern (Einsendetermin 1. März). Nächstes Thema für die Mai-Nummer: „Religiöser Aufbruch: das Konzil 1962“ — mit Bezug auf Religiosität in Südtirol. Selbstverständlich sind Beiträge, die außerhalb der „Themen“ stehen, immer willkommen!

(Hans Wielander, Pressereferent)

X. Vollversammlung der Südtiroler Hochschülerschaft

Wie in den vergangenen Jahren waren auch heuer die Mitglieder der Südtiroler Hochschülerschaft zu ihrer Vollversammlung überaus zahlreich erschienen, um sich an der Neuwahl des Vorstandes zu beteiligen, die Probleme ihrer Organisation einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und zu allen Fragen, die ihren Stand betreffen, Stellung zu nehmen. Die Sitzung fand am 22. Dezember im Bozner Lehrlingsheim statt.

Der scheidende Präsident, Robert Tappeiner, der inzwischen von der Universität Padua zum Doktor der Philosophie promoviert wurde, begann mit der Verlesung des Rechenschaftsberichtes, der in den „Dolomiten“ (Freitag, den 29. Dezember 1961) ausführlich behandelt wurde. Wir wollen hier nicht nochmals den ganzen Bericht über die X. Vollversammlung abdrucken; es sollen lediglich die gefaßten Resolutionen wiedergegeben werden, weil sie von allgemeiner Wichtigkeit sind.

Stellungnahme zur „Universität“ in Bozen

Die erste Entschliebung, die von Dr. Rainer Seberich eingebracht wurde, befaßt sich mit der schon des öfteren ventilerten Gründung einer Universität in Bozen. Mit wenigen Abänderungen wurde sie von der Vollversammlung mit Stimmeneinhelligkeit genehmigt. Wir geben sie vollinhaltlich wieder:

Die Vollversammlung der Südtiroler Hochschülerschaft hat zur Kenntnis genommen, daß die Errichtung einer Universität in Bozen in erster Linie von italienischen Rechtskreisen betrieben wird, in Verbindung mit der Forderung, das italienisch-österreichische Abkommen über die gegenseitige Anerkennung akademischer Grade und Titel teilweise rückgängig zu machen. Sie nimmt ferner zur Kenntnis, daß nach den bedauerlichen Ereignissen des vergangenen Sommers sogar in Regierungskreisen von der Gründung einer Universität in Bozen in einem Atemzug mit politischen und polizeilichen Maßnahmen der italienischen Regierung in Südtirol gesprochen wurde.

Die Südtiroler Hochschüler lehnen es aus akademischer Verantwortlichkeit ab, daß eine Universität aus politischen Gründen und zu politischen Zwecken gegründet wird.

Sie sind der Auffassung, daß die gegenwärtige Möglichkeit, an Hochschulen des In- und Auslandes zu studieren, geeigneter ist, ihren Gesichtskreis zu erweitern, als eine „Universität“ in Bozen sein könnte. Bei aller Aufgeschlossenheit der in Italien gepflegten Kultur und Wissenschaft gegenüber glauben sie ein Recht darauf zu haben, im Kulturraum ihrer Muttersprache zu studieren, und werden sich jeder Maßnahme, die die Verbindung mit diesem Raum einschränkt oder lockert, widersetzen.

Gegen Rassenwahn und Faschismus

Nach der Abstimmung über diese Resolution brachte der Vorsitzende einen Beschluß des Vorstandes vom 19. Dezember zur Verlesung, der sich mit der Schändung des jüdischen Friedhofes in Innsbruck befaßte. Der Beschluß lautet:

„Laut offizieller Mitteilung der österreichischen Polizei steht der Südtiroler Hochschüler Kuno Schraffl unter der Anklage, in der Nacht zum 23. November den jüdischen Friedhof in Innsbruck geschändet zu haben.“

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft hat mit Bestürzung von der Kuno Schraffl zur Last gelegten Tat Kenntnis genommen; er verurteilt Handlungen dieser Art als grobe Verletzung der Menschenrechte. In Anbetracht der Schwere dieser Tat hat er — nach Einsichtnahme in Art. 3, § 9, des Statuts der Südtiroler Hochschülerschaft — beschlossen, den Ausschluß des Mitgliedes Kuno Schraffl der Vollversammlung vorzuschlagen. Im Sinne des Art. 3, § 9, des Statuts sind daher alle Vereinsrechte des Mitgliedes Kuno Schraffl bis zur Entscheidung durch die Vollversammlung aufgehoben.“

Der Vorstand ersuchte hierauf die Vollversammlung, zu diesem Beschluß Stellung zu nehmen. Den Bestimmungen des Statuts entsprechend konnte jedoch nicht sofort die Entscheidung getroffen werden, da ein Ausschlußantrag mindestens 20 Tage vor der Vollversammlung auf die Tagesordnung gesetzt werden muß. Auch aus prinzipiellen Gründen wollte man es einstweilen bei der Suspendierung belassen, um erst nach der richterlichen Entscheidung über den Ausschluß abzustimmen. In diesem Sinne faßte auch die Vollversammlung eine Entschliebung, die die Zusammenfassung mehrerer Anträge darstellt. In folgendem Wortlaut wurde sie einstimmig genehmigt:

„Die Vollversammlung der Südtiroler Hochschülerschaft hat den Vorstandsbeschluß vom 19. Dezember 1961, in dem der Ausschluß Kuno Schraffls beantragt und seine Suspendierung als Mitglied verfügt wird, zur Kenntnis genommen und einstimmig gutgeheißen. Sie hat ferner zur Kenntnis genommen, daß die Vollversammlung in der gegenwärtigen Sitzung nicht befähigt ist, über den vom Vorstand eingebrachten Ausschlußantrag zu entscheiden, da letzterer nicht termingemäß auf die Tagesordnung gesetzt werden konnte. (Art. 3, § 9; Art. 5, § 15).“

Sie beschließt daher, in der Sitzung der Vollversammlung, die unmittelbar auf die Fällung des Urteils durch die zuständige Gerichtsbehörde folgen wird, über den Kuno Schraffl betreffenden Ausschlußantrag des Vorstandes zu entscheiden.

Die Südtiroler Hochschülerschaft lehnt alle nazistischen und faschistischen Umtriebe, deren Opfer ja Südtirol selbst ist, vorbehaltlos ab.“

Südtirol: Wirtschaft, Berufsaussichten

Zur Zeit finden etwa 7000 junge Südtiroler in ausländischen Wirtschaftsbereichen ihr Auskommen. Man schätzt, daß sich diese Zahl jährlich um etwa 1000 Personen erhöht. Diese jungen Menschen entstammen dem Nachwuchsüberschuß unserer Bergtäler und sind aus Mangel an Arbeitsmöglichkeiten in heimischer Industrie gezwungen abzuwandern. Wenn dieser Entwicklung nicht Einhalt geboten wird, ist der Fortbestand unserer Volksgruppe in Frage gestellt.

Aber nicht nur bei der Arbeiterjugend (bei der die Abwanderung aus erwähntem Grund gerechtfertigt werden kann), sondern auch unter unserem intellektuellen Nachwuchs scheint diese Bestrebung immer mehr an Boden zu gewinnen. Die Rechtfertigungsgründe zur Abwanderung, die von Jungakademikern oder Absolventen von höheren Mittelschulen angegeben werden, lassen sich in zwei Hauptpunkten zusammenfassen. Erstens sei die völkische, kulturelle, politische, soziale und wirtschaftliche Struktur Südtirols ungeeignet, eine entsprechende Entfaltung des erworbenen Wissens und Könnens, sowie einen entsprechenden Verdienst zu gewährleisten. Zweitens sei auch keine Verbesserung dieses Zustandes zu erwarten, da Südtirol rein größtmäßig, geographisch, rohstoffmäßig und klimatisch nicht die nötigen Voraussetzungen dazu aufweise.

Das erste Argument mag wohl teilweise berechtigt sein. Ein Vergleich unserer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse mit denen nachbarlicher Gebirgsländer mit gleichen Bedingungen würde für uns nicht besonders vorteilhaft ausfallen. Hier sollen kurz einige Gründe angeführt werden, die zu diesem Rückstand gegenüber anderen Gebieten geführt haben.

Als man vor 40 Jahren Südtirol in den italienischen Staatsverband einverleibte, wurde nicht nur unserem Volkstum ein harter Schlag versetzt, sondern auch die gesamte kulturelle, wirtschaftliche und soziale Struktur unseres Landes aus den Angeln gehoben. Unsere Muttersprache wurde während des faschistischen Regimes als amtliche Gebrauchssprache verboten; das gesamte Schulwesen wurde italienisiert. Dies hatte zur Folge, daß wir jahrzehntelang spärlichen Nachwuchs an Mittelschul- oder akademischer Ausbildung aufzuweisen hatten. Aus obigem Grunde und deshalb, weil Südtiroler in jenen Jahren zu dem Zweck der Italianisierung des Gebietes angesiedelten Fabriken keinen Zutritt hatten, wurde auch kein nennenswerter Facharbeiternachwuchs nachgebildet; dazu trug noch der Umstand bei, daß die vorbildliche altösterreichische Handwerksordnung — und damit eine geregelte handwerkliche Berufsausbildung — abgeschafft wurde. Am Beispiel anderer fortgeschrittener Gebiete sehen wir, daß gerade aus einem

geordneten Handwerk in den Nachkriegsjahren kleine und mittlere Industriebetriebe, die sich dem wirtschaftlichen Gefüge unseres Landes so gut einbauen ließen, hervorgegangen sind. Wirtschaftliche Initiativen, die von bodenständigen Unternehmern ausgingen, wurden vielfach gehemmt, was schließlich dazu führte, die Privatinitiative zu entmutigen.

Hier sei von einer chronologischen Aufzählung der nachteiligen Folgen der bereits erwähnten und einseitig betriebenen Industrialisierungstätigkeit des faschistischen Regimes abgesehen; es sei vielmehr auf den letzten schweren Schlag, der alle Belange unseres Volkes traf, den Versuch einer gewaltsamen Umsiedlung, hingewiesen. So stand Südtirol nach dem zweiten Weltkrieg hilfebedürftig da: fast ohne nennenswerte eigene Industrie, ohne qualifizierte oder geschulte Arbeitskräfte (ein Großteil davon war durch Umsiedlung und Krieg verloren gegangen), mit geringem intellektuellem Nachwuchs (Krieg und Umsiedlung hatten auch unter diesem ihr Schuldiges getan), einer teilweise rückständigen Landwirtschaft, einem durch Vorurteile belasteten Fremdenverkehr (wegen angeblicher politischer Unruhen), einem zerrütteten Handwerk und einem geschwächten Volksbestand.

In einer vollen Autonomie für die Provinz Bozen ersehen die Exponenten des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens unseres Landes eine wirksame Selbsthilfe zur Beseitigung dieser Mißstände, denn zahlreiche Kompetenzen, wie Kredit- und Bankwesen, Industrieförderung, Genossenschaftswesen, Arbeitsvermittlung, Siedlungs- und Wohnungswesen liegen noch in den Händen der Staats- oder Regionalverwaltung, deren Tätigkeit von der italienischen Mehrheit kontrolliert wird.

Jedoch — dies ist allerdings nur ein schwacher Lichtblick — verfügt die Provinz bereits über einige eigene Zuständigkeiten (z. B. Handwerk, Berufsschulwesen). Wir als junge Menschen können uns nur wünschen, daß auf hoher und höchster Ebene endlich eine Lösung des Südtirolproblems gefunden werde und so auch die wirtschaftliche und soziale Angleichung unserer Heimat ermöglicht würde.

Nun sind wir beim eigentlichen Kernproblem unserer Betrachtungen angelangt. Wie stellt man sich diese Angleichung vor?

Vor allem soll die Landwirtschaft weitgehend mechanisiert werden und auf diesem Gebiet dem Niveau anderer Gebirgsgegenden gleichgestellt werden (z. B. Schweiz). Die dadurch freierwerdenden und teilweise schon freien Arbeitskräfte sollen in bodenständigen und dezentralisiert angelegten kleinen Industriebetrieben untergebracht werden. Handels- und Dienstleistungs-

betriebe werden durch das erhöhte Produktionsvolumen ebenfalls neue Arbeitskräfte aufnehmen und eine straffere Organisation durchführen müssen. Der Fremdenverkehr soll durch eine intensivere Werbung und durch Errichtung neuer Anlagen ebenfalls gefördert werden. Das Handwerk wird sich auf Grund der neuen Handwerksordnung frei entfalten können.

Zur Verwirklichung dieses Programmes, von dem hier nur einige Teilausschnitte wiedergegeben werden können, wird es in Zukunft nicht nur tüchtiger Fachkräfte, sondern auch einer großen Anzahl von intellektuellen Kräften bedürfen. Mittelschulabsolventen und Akademiker werden die führenden, planenden und treibenden Kräfte dieser Entwicklung sein. Im Hinblick darauf werden besonders auf unseren Unternehmernachwuchs große Hoffnungen gesetzt, der die Initiative der Väter mit jugendlichem Elan fortsetzen möge. Unternehmer und Arbeiter, Freiberufler und Beamter, Industrieller und Landwirt, Hotelier und Handwerker werden alle in diesen Prozeß eingeschaltet werden: der in leitender, jener in untergeordneter Stellung. Je vollkommener die Kenntnisse und das Wissen des einzelnen sind, um so befriedigender wird das Gesamtergebnis sein.

Aller Anfang ist schwer. Die Heimat kann noch nicht glänzende Posten und hohe Verdienstmöglichkeiten bieten; dafür sind die Voraussetzungen noch nicht geschaffen. Es ist gerade Aufgabe der Jugend, sich in gegenseitiger menschlicher und persönlicher Wertschätzung, über jeden Klassenstolz hinweg, zum Träger dieser Aufwärtsentwicklung zu machen. Offenbar wird unser akademischer Nachwuchs vor eine harte Probe gestellt. Er hat die Wahl, den verlockenden, macht- und geldversprechenden Angeboten aus der Ferne zu folgen und seine Heimat aufzugeben, oder dieser die Treue zu bewahren und in dieser schwierigen Wirtschaftslage sein Können und Wissen nicht nur zu seinem Vorteil, sondern gewissermaßen für eine gemeinsame Sache einzusetzen.

Bei erwähnter Wahl hat jeder Jungakademiker die Möglichkeit zu beweisen, daß er wirklich von akademischem Geist getragen, den materiellen Lockungen widerstehend, eine verantwortliche Haltung zu Tage zu legen vermag.

Wenn wir unserer Heimat in dieser schweren Stunde treu bleiben, kann die Genugtuung über das Werk, das aus der gemeinsamen Anstrengung aller Südtiroler hervorgehen wird, kein noch so hohes Gehalt fern der Heimat aufwiegen — und wenn die Angleichung erreicht sein wird, wird auch die Heimat unsere materiellen Forderungen befriedigen können.

Alfred Dissertori

Zwei Pässe

Die Geschichte der beiden Paßnamen Reschen und Brenner zeigt einen überraschenden Parallelismus; beide sind aus dem Namen eines Einzelhofes entstanden, beide Hofnamen bezeichnen ursprünglich keine Oertlichkeit, sind vielmehr aus dem Beinamen eines Hofinhabers herausgewachsen. Dieser Hofname ist im Hochmittelalter noch nicht als Paßname gebraucht worden, sondern diente lediglich als Einzelhofname. Erst im Spätmittelalter hat er die ältere Benennung des Passes verdrängt und abgelöst. Man kann auch sagen, diese Benennung nach einem Einzelhof brach sich Bahn im Zuge einer Entwicklung der mittelalterlichen Geographie, die unser Land im Innern nicht mehr mit breiten Oedlandsgürteln wie im Hochmittelalter gliederte, sondern mit linearen Binnengrenzen; wenigstens ist zweifellos bei „Brenner“ die Entwicklung so gegangen. Und noch eine Ähnlichkeit zwischen beiden Namensschicksalen: Eine Richtung der Namenforschung über Tirol, die von dem bayerischen Schriftsteller Ludwig Steub vor rund einem Jahrhundert ausging und geradezu verlobt war in die „schön und wunderbar klingenden Namen Tirols“, wie sie Steub nannte, wollte in diesem Wunderland der Namenentdeckungen, man möchte fast sagen, aus ästhetischen Gründen, es nicht wahrhaben, daß hier unter diese klangvollen und uralten rätischen Namen auch andere Einzelnamen, ja ganze Namenlandschaften eingestreut sind, deren Ursprung nicht in graue prähistorische oder romanische Vorzeit zurückreicht, sondern auf schlichte deutsche Bauern des Hoch- und Spätmittelalters zurückgeht, die sogar oft persönlich in Urkunden bezeugt werden. Ein Opfer dieser kritiklosen Altertümelei, die natürlich nur durch fehlende historische Urkundenforschung und durch mangelnde Kenntnis sprachlicher Entwicklung möglich war, sind auch die beiden Paßnamen geworden; nur ist pikant, daß diese Irrmeinungen noch heute fortleben und in ernstesten Publikationen gebracht werden. Obige Erkenntnisquellen zu Rate zu ziehen, sind eben einem geographisch weit entfernten Forscher nicht immer möglich. Ihre Beachtung ist aber etwas absolut Unersetzliches.

Der Brennerpaß

Der Brennerpaß: Ein solcher Namen ist im Hochmittelalter überhaupt nicht bekannt. So wie die Oedlandschaft zwischen Garmisch-Partenkirchen und Leithen bei Zirl im Inntal „Scharnitzwald“ hieß (1035 silva Scarinza, solitudo Scarantiensis), so war auch der Oedlandsgürtel auf der Paßhöhe des Brenners mit einem „Waldnamen“ bedacht, er hieß z. B. in dem Salbuch der Grafen von Falkenstein im 12. Jahrhundert der Wibet-

wald („ultra Wibetwaldes, ex altera parte Wibiti-waldis, vgl. auch Stolz in AÖG 47). Schon wegen seines späten Auftauchens in der urkundlichen Ueberlieferung, besonders aber wegen der Namenform dortselbst (siehe unten) kann der Name „Brenner“ nicht mit der Völkerschaft der Breonen zusammenhängen. Diese werden von Horaz in seiner Kaiser-Ode zusammen mit den Genauen als „implacidum genus“, als „trotziges Volk“, offenbar todesmutige Verteidiger ihrer Heimat genannt und von Strabo als Illyrer bezeichnet. Ein Angehöriger dieses Volkes und damit dieses Volk selber ist 765 n. Chr. im Oberinntal bezeugt — etwa bei Zirl — die letzte Nennung tritt in den Quartinus — Urkunden von 827 bei Sterzing auf als „natio Pregnariorum“; vgl. R. Heuberger, Natio noricorum et Pr. in: Voltolini-Festschrift, Veröffentlichungen d. Mus. Ferdinandeum, Heft 10, 1930, S. 3—52, mit Literaturangaben). Mit der öfter bezeugten und allein verlässlichen Namenform Breones, Breuni stimmt jedenfalls die im 13. Jahrhundert überlieferte Gestalt des Namens Brenner nicht zusammen. Der Wald, der die Paßlandschaft des Brenners von Gries an bis nach Gossensaß bedeckte, war so ausgedehnt, daß die eigentliche Paßhöhe, die Gegend am Paßscheitel 1229 „Mittenwald“, d. i. „in der Mitte des Waldes“ hieß. Erst 1288 erscheint der Name Brenner „Prennerius in Mittenwalde“ in Graf Meinhards II. Urbar (Zinsbuch). Und zwar ist dieses „Prennerius“ der Name einer Person, nicht einer Oertlichkeit („... nota, quod Prennerius de Mittenwalde de duabus curiis ... dat...“), („... merke, daß der Pr. von M. von zwei Höfen zu entrichten hat:...“).

Dieser Prennerius war nur einer unter mehreren Hofinhabern, die entlang der Paßstraße siedelten. (Auckenthaler, Höfe und Familien des oberen Eisacktales, Schlerschriften Bd. 96, 1953, S. 22.) Falls ein Hof am Brenner früher, also im 12. Jahrhundert überhaupt schon bestanden hatte, so wäre dieses Objekt viel zu unbedeutend erschienen, um in der geographischen Nomenklatur der Alpen, die die Bewohner weit entfernter Länder gebrauchten, als Bezeichnung des Brennerpasses dienen zu können: im geographischen Schrifttum war, wie ich oben zeigte, hiefür der Name „Wibetwald“ gebräuchlich, der von dem uralten Vipitenum, schon 827 zu Urcipitina eingedeutscht, ausgegangen war. Der Hof ist aber wie Auckenthaler a. a. O. wahrscheinlich macht, überhaupt erst kurz vor 1288 entstanden. Als Anlaß für die Wahl des Namens „Brenner“ kann nur vermutet werden, daß die Rodung in diesem Teil des „Wibetwald“ durch Abbrennen des Waldes erfolgte. Weil dieser Hof rasch eine große Bedeutung für den Verkehr über die Paß-

höhe erlangte, indem (der Hofinhaber) Heinrich Prenner als rechtes Lehen die „Wagenfahrt“, d. h. die Beförderung von Kaufmannswaren erhielt, verdrängte dieser Hofname als wichtigster in der ganzen Gegend zunächst den alten Gegendnamen Mittenwald, später auch den von Aiterwanc (Eiterwanc) — wie die Gegend beim Brennerbad hieß — nach Auckenthalers Höfewerk zitiert. 1337 lautete eine Erwähnung noch rein güterrechtlich „curia Prennerii de Mittenwalde“, 1338 dagegen hat die Geburtsstunde des Paßnamens Brenner geschlagen. Denn da wird der „Brenner“ schon bei einem entfernt vom Brenner abgeschlossenen Vertrag für die geographische Lage des Passes gebraucht, zwar der Form nach noch als Bezeichnung einer Person, aber nicht mehr dem Sinne nach; es wird da in Kastelruth eine „Heimsteuer“ sichergestellt auf Gütern, die „hiedishalb des prenners (diesseits des Brenners) von Mittenwalde“ liegen. Prenner ist da schon losgelöst von der Person des Hofinhabers, ist geographische Angabe geworden, wenn sie auch noch durch den Zusatz „von Mittenwalde“ verdeutlicht werden muß. (O. Stolz „Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol“, Bd. IV, 1934, S. 109).

Der Reschenpaß

Der Name Reschen sollte nach Ludwig Steub von rätoromanischen resgia „Sägemühle“; aus vulgärlateinisch resca, kommen. Dieses Wort ist aber weiblichen Geschlechts, während „Reschen“ schon in den Urkunden wie auch heute männlich gebraucht wird. Außerdem heißt der Reschen bei den benachbarten Graubündnern „Raisch“ (ZNF 1940, S. 105), was lautlich zu deutsch „Resch“, aber nicht zu romanisch resgia paßt. Der Reschen taucht überhaupt nicht so früh auf wie „Prenner“. In den mittelalterlichen Urkunden wird Reschen nicht im Sinne einer Bezeichnung des Passes verwendet. Die Gegend der Wasserscheide wird anders umschrieben. In dem landesfürstlichen Urbar Meinhards II. von 1288 wird als einer der Bezirke für die Einhebung von Abgaben in Südtirol „von Malles (Mals) untz (bis), da diu Etsch enspringet“ umschrieben. Um die örtlichen Nutzungsgebiete der Nachbargemeinden Nauders und Graun abzugrenzen, werden 1432 Marchsteine (Grenzsteine) gesetzt, „die da stend enhalb des Reschen pey dem Prunn...“ (jenseits des Reschens, d. h. hier nördlich des Reschens gemeint). Unter diesem „Prunnen“ ist nach Stolz die Etschquelle zu verstehen. 1444 wird wieder von diesem „Marchstain zwischen Nauders und dem Reschen“ gesprochen. Als Grenzpunkt örtlicher Nutzungsrechte wird der Name Reschen also genannt; aber in der großen Geographie, bei weitentfernteren Urkundenausstellern ist Reschen — genau wie „Prenner“ — lange nicht als wichtige Grenze bekannt gewesen; das ist auch gar nicht zu erwarten. Denn die Gemeinde Nauders und das Gericht Naudersberg nördlich des Reschens gehört ja auch noch zum Vinschgau. Erst nördlich von Nauders ist jene Grenzscheide, die den Vinschgau vom Inntal trennte, das Mittelalter starb ja noch nicht hypnotisiert auf das Flußnetz und auf Wasserscheiden, son-



dern ließ nur organisch gewordene und abgegrenzte Siedlungsräume gelten und so war für die Geographie des Mittelalters nur die Finstermünz, der ausgedehnte Oedlandsgürtel zwischen Nauders und dem oberinntalischen Pfunels beachtenswert. Z. B. verfügt im Jahre 1241 Graf Ulrich von Ulten über seinen Nordtiroler Besitz „innerhalb der Finstermünz“. Stolz: Landesbeschreibung, AÖG. 107, S. 493. Auch jener oben erwähnte Vertrag aus Kastelruth — ein Jahrhundert später, 1338 — verwendet nicht den Reschen als Grenzpunkt, er nennt vielmehr Güter „hiedishalb der Pestermünz (sic = Finstermünz) und hiedishalb des Prenners“.

Der Name Reschen erscheint in den Gerichtsprotokollen des 16. Jahrhunderts, z. B. 1582 und 1565 immer männlich, nämlich „am Röschen, Reschen“. Noch früher im Jahre 1465 wird der Hof genannt als „Nikel am Restner“ (Stolz, Beiträge zur Geschichte des Unterengadins), 1476 „Kapelle am Röschen“, 1414 „dem Reschenhof“, 1393 „an dem Reschen“ (Finsterwalder, Familiennamen, S. 338). Solche Formen können nicht mit der romanischen *resgia*, „Sägemühle“, zusammenhängen; hier liegt vielmehr der gleiche deutsche Beinamen „der Resche“ vor, der unserem Tiroler Familiennamen Resch Patz gestanden hat. Bei „Brenner“ und „Reschen“ — hier wie dort — ist ein deutscher Beinamen, heute noch als Familiennamen fortlebend, der Ursprung gewesen.

Und gerade die Gegend von Mals ist als Wiege einer solchen Familie Resch zu erweisen. 1359 wird ein „Kunz Resch von Mals“ genannt (Fritz Jecklin: Land

und Leute im U. Engadin im 14. Jh., Chur 1922); 1393 erscheint erstmals der Paß- oder Hofname. In der Zwischenzeit kann ein Glied dieser Malser Familie dorthin übersiedelt sein und die Keimzelle zum Paßnamen gebildet haben.

Selbstverständlich ist dieses „Resch“ ein deutscher Beinamen; er ist als persönliche Kennzeichnung geschaffen: „resch“, mundartlich reasch, aus ahd. *rôsc* (*roschi*?) mhd. *resch*, *rösch* bedeutet in der Mundart, auf einen Menschen angewendet, bestimmt, fordernd im Auftreten, fast schon barsch“. In der Dialektdichtung Carls von Lutterotti aus der Gegend von Mals „Christus und der Satan“, drückt sich der Dichter über den Ton, in dem Christus den Teufel anfährt, so aus: „ear frog'n glei reasch und streng...“. Das ist unser vielgebrauchtes Mundartwort *resch*, das in verschiedenen Gegenden Tirols, im Oberen und Unteren Inntal, bei Kitzbühel, im unteren Eisacktal, bei Tisens, Nals und am Regglberg, vom 13. Jh. an, Bei- und Familiennamen hervorgebracht hat (s. obige Familiennamen des Verfassers). Eine weitere Möglichkeit für die Abstammung der Familie Resch am Reschen zeigt vielleicht ein anderer Beleg dieses Beinamens; es kommt in einer Urkunde von 1286 vor, ein Vertreter dieses Personennamens kommt bei „Tampesche“ (Kompatsch bei Nauders?) vor latinisiert als „*Hannricus filius Raschoni*“ (Quellen zu Steuer, Bevölkerungsgeschichte, herausgegeben von O. Stolz, Schlernschriften, Band 44, 1938, S. 37); da es nirgends in Tirol und schon gleich nicht hier einen Beinamen „Rasch“ gegeben hat, ist diese Urkundenstelle von

1286 ins Deutsche zu übertragen als „Heinrich, Sohn des Resche“. Dann wäre aus der Nauderer Gegend jener Zuwanderer Resch gekommen, der dem Hof am Reschen seinen Namen zugebracht hat (daß die Präpos. „am“ nicht nur bei geographischen Begriffen, sondern auch bei persönlichen Hofnamen wie Reschen gebraucht wurde, dafür gibt es Beispiele bei Stolz AÖG. 47, S. 40 z. B. „zol am Perkman“ statt „beim Perkman“). Die in der Alpen-darstellung führende Stellung der Schweizer Kartographie brachte es ab Mitte des vorigen Jahrhunderts mit sich, daß die wunderliche schweizerische Fassung unseres Paßnamens „Reschenscheideck“ auf Karten und im sonstigen Schrifttum Eingang fand. Da es aber in Tirol keine Scheideck gibt wie in der Schweiz (*Rigi-Scheidegg* u. dgl.), würde man gut tun, diese absolut unberechtigte Namensschöpfung nicht mehr zu verwenden.

Abkürzungen

1. AÖG. = Archiv für österreichische Geschichte. — 2. Finsterwalder, Familiennamen = K. Finsterwalder, Familiennamen in Tirol usw., Schlernschriften, Innsbruck, Bd. 81, 1951. — 3. ZNF = Zeitschrift für Namensforschung. München (bis 1945).

Univ.-Prof. Dr. Karl Finsterwalder

Gletscherlandschaft: Cevedale
Zeichnung von Karl Grasser,
Kortsch



Berlin als Schicksal

Berlin 1953. Aufstand in der Ostzone. Unter den Toten der junge Südtiroler Dr. Oskar Pohl. Das Berlin seit dem 13. August 1961 rückt das Jahr 1953 wieder in den Vordergrund. Und dessen Opfer.

Dr. Oskar Pohl stammt aus Kastelbell im Vinschgau, arbeitete nach seinem Sprachstudium in Venedig als freier Journalist. Aufgeschlossen für alle Probleme und für alle Völker, führte sein Weg durch verschiedene Hauptstädte Europas. Theater-, Film- und Musikkritiken; Uebersetzungen aus

dem Italienischen, Spanischen, Englischen, Französischen... er war Südtiroler, er war Deutscher, er war Europäer.

Er dachte in großen Zusammenhängen, übernational, mit Bewunderung und Achtung für alle Nationen. Die Ost-West-Polarität wurde ihm zum erlebten Problem... und zum Schicksal.

Beiträge von Dr. Oskar Pohl auf den nächsten Seiten

Paradies in rot

Am S-Bahnhof Alexanderplatz bildeten sich Schlangen vor den zwei geöffneten Schaltern. Die übrigen Kartenausgaben waren geschlossen. Arbeitskräftemangel herrschte hier also, nur der Grund war ein anderer. Es war am 8. April gegen 17 Uhr im Zentrum von Ostberlin, auch demokratischer Sektor genannt, zum Unterschied zu den „kapitalistischen“ Teilen Berlins.

Ich wartete auf einen Vetter von mir, einen Medizinstudenten aus der näheren Umgebung Berlins. Er sollte schon seit einer Viertelstunde hier sein. Eben gingen einige „Vopos“ an mir vorbei; jedesmal, wenn ich maschinenpistolenbewaffnete Menschen unter friedlichen Leuten sehe, werde ich das Gefühl der Unterdrückung nicht los, und im Magen zieht sich alles zusammen, wenn mir so ein Mensch näherkommt. Ähnlich ging es mir auch jetzt. Sie lösten gerade ihre Kollegen bei der Kontrolle der Bahnsteige ab. Unter den Wartenden am Bahnhofschalter waren sicher auch einige Flüchtlinge, und etwas neugierig musterte ich die wartenden Menschen. Alle hatten sie den gleichen Ausdruck im Gesicht, etwas Abgearbeitetes, Müdes, Schlafes. Vielleicht verstärkte meine Einstellung etwas diese Eindrücke, aber auch ein Fremder weiß anhand dieser Gesichter, ob er in Ost- oder Westberlin ist. Sie trugen Aktentaschen unterm Arm, sonstige Kleinigkeiten, sonst nichts. Wer flüchtete, ging mit dem fort, was er anhatte, vielleicht auch mit einigen Ersparnissen. Da kam Klaus und gemeinsam gingen wir in ein Gasthaus in der Nähe des Alexanderplatzes. Als wir fertig gegessen hatten, wollte Klaus zahlen, doch monoton sagte die Kellnerin: „Ausweise bitte!“ Klaus zeigte den seinen, ich wies meinen Paß vor. Nun wollte Klaus zahlen, doch sie nahm ihm nur das ab, was er verzehrt hatte. Mein Vetter bemerkte: „Ich habe meinen Freund eingeladen“, und sie: „Er muß in Westgeld zahlen.“ Ich schickte mich an, in Lire zu zahlen, aber auf die Scheine schauend, sagte sie etwas verlegen: „In DM bitte.“ — „Habe ich keine, wenn Sie wollen, ich zahle in Ostgeld.“ — „Dann tauschen Sie die Lire in DM-Ost ein, unsere Banken haben offen und bitte vergessen Sie die Devisenbescheinigung nicht!“ Also, ich ging auf die Bank, um das Geld zu kaufen, das ich bereits in der Tasche hatte, denn ohne genaue Bescheinigung ist es wertlos, fast so wertlos wie für ostzonale Menschen ohne Parteibuch. Aber wie kann man freien Menschen erklären, daß der gleiche Schein einmal ein Kilo Butter, mit Parteibuch aber 5, 10 oder noch mehr Kilo... wert ist.

Aus den Augen der Kellnerin glaubte ich zu lesen: „Meinen Sie, mir macht es Spaß?“ Aber sie schwieg, da sie nicht wissen konnte, ob ich oder mein Vetter nicht selbst Funktionäre waren.

Wir hatten darauf beschlossen, nach Westberlin zu fahren, obwohl dies für Klaus unangenehm werden konnte, wenn

er gesehen wurde. Und während wir in der Nähe des Zoopalastes saßen, der „Klappstulle“ im Berliner Volksmund, konnte mein Vetter frei reden, das, was er dachte, wollte und tun werde, ohne die ständige Angst gehört und bespitzelt zu werden. Sein Bruder, ein Traktorist, arbeitet in irgendeinem Dorf der Zone, bewohnt mit seiner Frau eine sehr windige Wohnung, feucht ist sie zudem, da von den letzten Ueberschwemmungen das Wasser in den Kellern herumsteht. „Warum pumpen sie die Keller nicht aus?“ frage ich, und er antwortet, es fehlten geeignete Maschinen und überhaupt sei das nicht notwendig, da ja bald wieder einer aus dem Dorfe flüchten werde, und dann könnten sie in die bessere Wohnung umziehen. „Du hast aber freie Studienmöglichkeiten?“ und er sagt mir, daß er dies auch bei jeder Gelegenheit zu hören bekomme, sei es bei der „freiwilligen“ Meldung zum Arbeitsdienst und dem freiwilligen Militärdienst: da kommen sie und erzählen vom sozialistischen Fortschritt, den es zu verteidigen gilt, den Kriegs- und Haßtiraden der westdeutschen Militaristen... also wenn er sich nicht melde, dann wüßten sie nicht genau, wie es mit dem weiteren Studium aussehe, und flüchten... diesen Gedanken solle er gar nicht zu denken wagen, denn da ist seine kranke Großmutter, die versorgt sein will, sein Bruder könne auch nicht mehr „frei“ arbeiten, und was glauben Sie, was mit der Mutter geschieht usw. Und zwischendurch immer wieder: „Sie melden sich also freiwillig; sehen Sie, das wußten wir ja, warum denn nicht gleich, usf...“ Verduzt werden die Gesichter dieser Funktionäre nur, wenn sie mal vergeblich läuten und vom Nachbarn erfahren, daß Schulzens mit Kind und Kegel abgehauen sind. Aber hier fordern sie dann umso energischer, daß den Menschenhändlern aus dem Westen endlich das Handwerk gelegt werden muß. Heute haben sie es ihnen gelegt, und nicht einmal mehr diese stille Antwort steht den Deutschen jenseits der Elbe zur Verfügung.

Aber damals wußten wir das noch nicht, und Klaus hatte vor, nach beendigten Studium abzuhauen, mit der Mutter, dem Bruder, der Frau seines Bruders und der Großmutter, wenn sie noch lebte. Wie, das kann ich nicht sagen, da dieser Weg auch heute möglicherweise noch offen ist. Abends, um 10.30 Uhr löste Klaus den Rückfahrchein um 30 Pfennig, den gleichen Betrag, mit dem er damals noch flüchten konnte.

Aus dieser Sicht versteht man die Bedeutung Westberlins bis zum 13. August 1961, nicht nur als Fluchtweg, sondern auch als Möglichkeit, für Augenblicke einer Parteidiktatur zu entfliehen und im wörtlichen Sinne die Luft freier Menschen zu atmen.

Klauspeter Heiß

Berlin 1961

Kleine Anthologie

HERBST IM BURGGRAFENAMT

STUDENTEN 1962

Den Himmel sah ich voller
goldener Vögel
schuppig, wie Fischhaut
und darunter geackertes,
rotes Land.
Manchmal durchsetzt
von Häusern
und zwischen den Steinen,
spärlich verstreut,
einige Menschen.
Hinter den Höfen
und in den Stüdeln roch es
nach gebrochenen Feigen,
nach tiefgelben Kastanien;
Äpfel lagen, fast wie vergessen
in Haufen herum.
Wein, schwerer Wein
war träge und lang
die Täler ausgeflossen.
Wir lagen auf einem Hügel
in einem Bett grellroter Blätter.
Ein Herbstwind überlastet
voll graublauer Schwere
zog über uns.

Kuno Seyr

SEX APPEAL

Liebe, dieses Lachen
kannst du doch nicht meinen,
dieses Wetter-machen,
durch-die-Schminke-Scheinen.

Fensterpuppen: Frauen
blond und schwarz nach Wahl:
hohe dünne Brauen,
lächeln funktional.

Lächeln von der Leinwand
lächeln von den Bühnen,
vom rororo-Einband
von den Magazinen.

Wenn die alle lachen
dann mußt du wohl weinen.
Nicht ein Traum: Erwachen
wirst du mir erscheinen.

(1952)

Oskar Pohl

Wir warten in übergroßen Hörsälen
auf einen gutgelungenen Satz.
Wir scharren mit leicht schmerzenden Füßen
unter den Bänken, die immer staubig sind.
Wir versuchen, uns etwas auf dem Skizzenblock
zu notieren, reden uns mit Kollege an
und machen uns vor, gelehrt, weise und groß zu sein.
Wie ein Sandkorn kreist in unserm Kopf
verloren ein kleines Stück Hirn.

Wir haben den ganzen Tag nichts zu tun.
Wir könnten's uns leisten, ein Monat lang
im Bett zu bleiben. Wir wechseln denselben
zerflickten Mantel das ganze Semester nicht.
Wir sitzen in einem Schnapskeller und fischen
unsre gesprungenen Lippen aus dem Glas,
in das sie immer wieder fallen.
Wir stoßen unsern Nachbarn um Feuer an
und räuchern uns aus in einem braunen Raum
voller leerer Steine.

Wir sitzen in Seminaren, diskutieren gespielt
über Nichts, über Hegel, über theologische Götter.
Wir bestimmen die Lage eines Tumors und reden
über die Gauss'sche Normalverteilung.
Wir sehen, wie sich unsre Hand in die Hand
eines Knaben verwandelt und Männchen
in die Collegmappe zeichnet.

Kuno Seyr

ICH KANN MIR KEINE FARBEN KAUFEN

Ich kann mir keine Farben kaufen.
Der Magen! und die Miete mahnt.
Da läßt der Winter ungeahnt
die Sonne auf die Leinwand laufen.

O Sonne, laß dein Lächeln laufen!
Das letzte Holz verkohlt im Herd.
Ich heize heut so unbeschwert.
Und wenn ich Geld krieg, will ich
Haufen,

zumindest tausend Tuben kaufen.
Auch grammweis seltnen Farben
reiben.

Jetzt muß ich mich zum Trödler
treiben,

den goldenen Gogol zu verleihen.
Er würde mir vielleicht verzeihen.
Ich kann mir keine Farben kaufen.

Luis Stephan Stecher

WINTER

Der stille Bach
der Amsel Ruf
verrinnen taub
in leerer Luft.

Die blauen Orgeln
des Eises
tönen mir nicht.

Kälte —
trägeres Herz.

(1953)

Oskar Pohl

FILM

Flimmerndes Fließen
in schwarz und weiß —
Tränenvergießen,
„Ich lieb dich so heiß“.

Eine fremde Stunde
rinnt an dir vorbei —
nicht die tiefe Wunde,
die Angst, der Schrei.

Aber: Vergehen,
Bilder verspielen:
Happy end sehen —
das Ende fühlen.

(1952)

Oskar Pohl

SOLITUDE

Solitude —
Einsamkeit von Hunderttausenden
mit Luftballon und Coca Cola.

Solitude mélancolique
(Deutschlands schönste Rennstrecke) —
Fünfzehn Mark Tribünenplatz.

Schauspiel:
Der sich im Kreise drehende Mensch

(1952)

Oskar Pohl

Die Friedenshauptstadt

Bei internationalen Streitigkeiten, wenn es um Erdöl oder um Fischereirechte geht, tritt früher oder später Den Haag auf den Plan. Und man erlebt hier, bei den ganz kleinen Zwistigkeiten, daß sich die Menschen tatsächlich der „Stimme der Vernunft“ unterwerfen. Bei größeren Uneinigigkeiten freilich, schon gar bei Kriegen, verstummt die Vernunft wieder ganz. Darum verbindet sich mit dem Wort Den Haag nur eine etwas abstrakte und unwirksame Idee von Frieden und Gerechtigkeit.

Die Schuld daran liegt bestimmt nicht an der holländischen Hauptstadt. Wenn der Friede überhaupt an irgendeinem Ort dieser Welt seinen Sitz aufschlagen kann, dann ist es hier. Die Stadt ist sehr schön und ruhig, vor allem ist sie so reich, daß sie schon deshalb den Frieden lieben muß. Der Verkehr ist wunderbar geregelt, alles geht reibungslos, und das Leben scheint hier so glatt wie der schöne Teich vor den alten Parlamentsgebäuden.

Auch hier noch hat der Friede seine besondere Residenz: den Friedenspalast. Dieser Bau — 1907 bis 1913 erbaut — ist der Sitz der verschiedenen Institutionen: des ständigen Schiedsgerichts (1899—1940), des internationalen Gerichtshofes (seit 1946, in der Völkerbundszeit war es das Ständige Gericht für Völkerrecht), einer großen Friedensbibliothek und endlich einer „Akademie für Völkerrecht“, an der man zum Friedensdoktor promovieren kann.

Beim Wort Frieden stellt sich jeder etwas anderes vor: aber ich glaube doch nicht, daß es einen Menschen gibt, der den richtigen Frieden mit einem solchen Palast in Beziehung setzen kann. Mich ärgert schon der eigenartig neugotische Stil (wenn man das Wort hier gebrauchen darf), der durch die vielen Wehrtürme auch aus einem Friedensbau eine Festung macht.

Und das Innere. Es gibt natürlich eine sachkundige Führung durch alle Wunder des Friedens; ihre Hauptaufgabe besteht darin, nachzuweisen, aus welchem Land der Erde der betreffende Stein oder Fensterrahmen kommt. Denn der Palast wurde durch Geschenke aller Staaten aufgebaut: einer stiftete die Gitter, ein anderer die Stühle, wieder ein anderer die Gemälde usw. Das Gebäude, das dabei herauskam, ist noch viel verwunderlicher als der ewige Friede, den man sich vorstellte.

Bei den Darstellungen handelt es sich begreiflicherweise meistens um Allegorien; so sieht man in den Glasfenstern eines großen Sitzungssaales die verschiedenen Epochen der Menschheit, die Zukunft ist (wir sind noch vor 1914) ganz hellblau und rosa. Daneben gibt es aber auch handgreiflichere Dokumente, so z. B. den Scheck, der die Friedensstiftung eines amerikanischen Erdölmagnaten für immer festhält. Die Gobelins im „japanischen Saal“ wurden von 1200 Jungfrauen gewoben. Die

ganze Dekoration hat ein erst 24jähriger Holländer entworfen: das mußte ein Genie sein, meint der sachkundige Führer — und das Genie ist auch bereits in Hollywood. Fremd steht unter den vielen unnahbaren Göttinnen von Frieden und Gerechtigkeit ein einfacher Christus.

Der Pomp mutet einen nicht nur häßlich, sondern auch falsch an. Irgendwie wird man den Eindruck nicht los, daß der Palast für Frieden und Gerechtigkeit mit Sklavensarbeit erbaut wurde. Den internationalen Institutionen muß bei diesem Pathos wohl auch nicht ganz wohl sein, sie arbeiten in einer Atmosphäre nüchterner Sachlichkeit: aber die Reisenden aus aller Welt wollen doch diese schöne Stätte besichtigen. Daß der Bau, ebenso wie die abstrakte Friedensidee, die ihn errichtete, der Vergangenheit angehört, wurde mir in einem anderen Teil der Stadt klar.

Auf der Straße zum Meer hinaus liegt ein großer Barackenbau: es ist das niederländische Wiederaufbauministerium. Nicht ein protziger Amtspalast, wie

man sie in Deutschland immer wieder sieht, sondern eine Baracke, die möglichst bald wieder abgebrochen werden kann: denn es sollen ja die Wohnungen aufgebaut werden.

Und noch ein anderes: das Institute of Social Studies, eine Gründung der holländischen Universitäten zur Förderung internationaler Zusammenarbeit. In dem ehemals königlichen Palast sind Studierende aus allen Erdteilen, die gemeinsam in persönlicher Aussprache versuchen, dem Frieden näherzukommen.

Beim Essen hat mich zwar ein Beamter aus Pakistan gezwungen, Orangen mit Salz zu versuchen (es schmeckt abscheulich), und ein Indonesier hat mir ein so scharfes Gewürz in die Suppe gegeben, daß ich beinahe erstickt wäre: aber wir gingen nicht zum internationalen Gerichtshof, wir lachten nur herzlich darüber, sprachen über Buddhismus und Christentum, und spielten nachher noch etwas Tischtennis. Kurzum, wir waren sehr friedlich.

Oskar Pohl

Theater in Wien

Burgtheatersaison 1960/61

Wie im Vorjahr soll das Burgtheater wieder stellvertretend für Wien stehen, diese Bühne bedeutet ja Wien in einem ganz besonderen Sinn, und so wird die Beschränkung zu einer Liebeserklärung an das einmalige Haus, subjektiv wohl und doch gewiß im Namen aller getan.

Anouilh's

Becket oder die Ehre Gottes

Dieses letzte Stück Anouilh's ist schwer zu definieren: es ist keine Historie um den Kampf zwischen dem englischen König Heinrich II. und seinem kirchlichen Widerpart Becket, kein Charakterdrama um die wachsende Feindschaft zwischen zwei ehemaligen Freunden, kein Ideendrama um Politik und Kirche, schon gar kein Tendenzstück, auch kein dialektisches Schachspiel zwischen zwei Ehrenstandpunkten, sondern das alles zusammen, wobei der letzte Aspekt dominiert. Anouilh arbeitet gleichsam mit Perspektivenverkürzung. Anfang und Ende des Stückes bilden dieselbe Szene und mittendurch entfaltet sich ein Regenbogen von Schauplätzen, Pointen und Charakteren in allen Schraffierungen, eine historische Vogelschau, voll geistreicher Anmut und Leichtigkeit des Dialogs, wenngleich in manchen bitteren Glossen die Schwärze unseres Jahrhunderts durchbricht. Diese Schau von oben bewahrte Leopold

Lindtberg in seiner Musterinszenierung. Städte und Paläste, Wälder und Ebenen tanzten in herrlichen Miniaturbildern auf der breiten Bühne und das ganze Ensemble dazu in entzückend bunten Kostümen. Die beiden Zentralpunkte des szenischen und bildlichen Panoramas bildeten der wetterwendische König, Heinrich Schweiger, in mitreißender Dissonanz zwischen Vitalität und Würde bald ein Nero, bald ein Märtyrer —, und Oskar Werner als Becket, zuerst unverwüstlicher Lebenskünstler und Musterritter, dann spröder Büber und Dulder für die große Idee, eine Charakterwandlung, die Höchstes verlangt — und höchste Erfüllung an diesem Abend fand.

Grillparzers

Goldenes Vlies

In der Fassung für einen Abend, die der gleiche Regisseur gestaltete, wurde alles Rankenwerk und alles Szenengespinnt rigoros gestrichen zu Gunsten des einen großen Leitmotivs. Ebenso spartanisch ging die Regie vor: Phryxus tritt allein auf und bringt das goldene Vlies nach Kolchis — am Gaste wird barbarisch gefrevelt und so verwandelt sich das Vlies in das Symbol der Rache. Aus der ersten Untat der Urzeit folgt die Verderbenskette über die Haßliebe der Medea zu Jason, den Tod ihres Bruders und den Fluch des Vaters bis zu ihrer Verfremdung und Verstoßung und grauenvollen

Rache: ein einziger schwarzer Bogen der Verblendung, die aus der Unschuld entspringt, dem Mord am Gaste. Dieser Bruch eines Unrechtes löst jede Bande, auch die der Liebe und Familie, so erhält Medea's Schicksal überzeitliche Bedeutung. Generationenfluch und die Machthaber seelischen Verfinsternung werden an einer Kulturscheide nahegelegt und Rassen- und Kulturhaß, Heimatlosigkeit und Einsamkeit, die bitteren Früchte der Unschuld, sie auch sind eine Last des Heute. Unter diesen Aspekten gewinnen die berühmten Schlußworte Medea's, das „Trage, dulde, büße...“, existentiellen Charakter. Aufzunehmen der Wirklichkeit und ihre bewußte Eingliederung in den dunklen Zusammenhang kann Erlösung bedeuten: ein Grillparzer ohne Biedermeier und ohne vormärzliche Aura, eine geglückte Vergegenwärtigung.

Das Erlebnis dieses Abends: Heidi Marie Hatheyer als Medea. In ihrem Spiel allen unteren Mächten elementar verbunden, holte sie diese Abgründe auf die Oberfläche der Bühne, als Weib rang sie mit ihnen, als Weib spielte sie bis an die Grenze des Erreichbaren; ihre aufbrechende Liebe, ihre Demut und ihre düstere Würde der Beladenen — das wieder zu vergegenwärtigen ist unmöglich — das muß man einfach gesehen haben!

G. R. Sellners

Antigone

Mit diesem Stück konnte der Autor den Erfolg seines „Oedipus“ nicht wiederholen.

Die gleichen Stilmittel: Peitschenregie im Dialog, Sprechtraining der Chöre, Bewegungsethik und Stahldekorationen versagten beim zweiten Versuch. Und das liegt vielleicht am Stück. Oedipus treibt der männliche Intellekt durch seine hybride Selbsterkenntnis in die Tragik, Klarheit steht hier gegen Klarheit, Kante gegen Kante — dazu passen die harten Konturen und die unnachsichtige Reibung des Wortes. In der Antigone aber steht Liebe gegen Recht. Sellner machte Recht gegen Recht daraus, was zwar gedanklich stimmt, aber szenisch zur Verarmung führt. Und so bleibt, bei einer äußerlich makellosen Aufführung, der letzte Funke, der im Mitleid, im Mitfühlen überspringen muß, aus, zumal Albin Skoda, der Sprach- und Sprechgewaltige, als Kreon, die Titelgestalt, die sensible, zierliche Joana Maria Gorvin (als Gast aus Hamburg) etwas überspielte. So starb mit Antigone im Felsengrab die Liebe, die Stahldekorationen (Fritz Wotruba) blieben als ungewolltes Symbol dafür, und an sie erinnert man sich zuerst, wenn man an den Abend zurückdenkt.

Zweimal Shakespeare

Als Weihnachtspremiere brachte uns Josef Gielen, der Altmeister des Hauses, Shakespeare's Lustspiel: „Was ihr wollt“.

Eine allerliebste „kleine Welt“ wird da auf die Drehbühne gezaubert, irgendein Phantasie-Illyrien, in dem eine verwickelte Handlung abrollt: Schiffbruch und Rettung zweier Zwillingsgeschwister, ein Reigen von Verkleidungen der Gewänder und der Seelen,

hartnäckige Verknüpfung falscher Liebe und endliche Lösung. Eine ganze Skala von Liebesschattierungen wird erprobt und ausgespielt, die melancholische des Herzogs, die verschwiegene der Viola, die sanguinische Sebastians, die mimosenhafte der Olivia, sie alle werden, wenn sie genug durcheinandergerrüttelt sind, erfüllt, nur die Dummstolzliebe Malvolios geht leer aus. Johanna Matz ragte aus diesem Quartett der Herzen durch einige Goldtöne hervor, Boy Goberts personalisierter Dünkel gewann am Ende sogar etwas von Mitleid für sich. Daneben aber soff und balgte sich, unter der Führung von Fred Liewehr und Peter Weck, ein zweites Quartett durch das Stück, die seltsame Kontraktur der Rüpelwelt, die dem Lustspiel seinen Namen gibt, während Heinrich Schweigers Narr mit seinen Glossen und dem penetranten Schlußlied eine kalte Verfremdung heraufbeschwor, die jedem Modernen Ehre gemacht hätte. Da sprang für einen Augenblick nur — mehr erlaubte die klug erwogene Regie nicht — unter der goldenen Brücke des Lustspiels der Abgrund auf, die Gefährdung dieser heiteren Spielwelt, die Shakespeare gefühlt und Gielen großartig sichtbar gemacht hatte.

Daß Shakespeares „Heinrich V.“ unter Leopold Lindtberg nach seinem großen Vorgänger ein Erfolg werden würde, war zweifellos. Obwohl die darstellerisch denkbare Fallstaff-Figur in diesem Stück fortfällt und der Eroberungskrieg sowie die Behauptung des Königtums im Zentrum stehen, zwei heikle Themen, gelang es Lindtberg doch aus dem patriotischen Festspiel großen Stils mit Hilfe des Titeldarstellers Oskar Werner einen packenden Abend zu gestalten. Das Trompetenklirren wurde gemäßigt, ebenso der viele Schlachtenlärm und die Kriegsaufzüge, die Dekoration auf die einfachste Andeutung reduziert, dagegen die Einzelszene zu Höhepunkten verdichtet, wie die Zeltscene in der Nacht vor der Schlacht von Azincourt, dem Tiefenlot in eine Königsseele, oder in der Werbeszene Heinrichs um die französische Königstochter, dem einmaligen Herzensdialog in Sprachverwirrung. Natürlich kommt auch das Volk und der Humor auf seiner Ebene nicht zu kurz; kauzige Nachfahren Fallstaffs treiben hinter der Schlacht ihr Wesen und Josef Meinrad als „strategisches Genie“ Füllchen würzt die Feierlichkeiten der Staatsaktionen mit seinem gesunden, unnachahmlich karikierten Humor.

Josef Feichtinger

Lichtbilder und Dias

die für den Photowettbewerb eingereicht worden sind, sowie die Bilder der letztjährigen Kunstausstellung der Südtiroler Hochschülerschaft mögen baldigst im Sekretariat, Streitergasse 20, Bozen, abgeholt werden.

Bilder von der Rittner Studententagung 1961 und dem Sängerwettstreit 1961 können im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft bestellt werden.

Adressen der Vorstandsmitglieder

Hansjörg Kucera, Präsident, Bozen, Egger-Lienz-Str. 11; Wien I, Judengasse 11/II/III/12.

Klaus Gruber, Vizepräsident und Referent für innere Vereinsangelegenheiten, Bozen, Grieserplatz Nr. 13/II.; Innsbruck, Mühlau, Deutsches Heim Nr. 14.

Heinz Callegari, Finanzreferent, Bozen, Claudia-Augusta-Straße 107/a; Venedig, S. Polo-S. Stin 2355/A, pr. Perinazzo.

Bruno Hosp, Referent für kulturelle, gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen, Klobenstein am Ritten, Linde-Bar; Wien VIII., Stolzenthalgasse 17/17.

Hans Wielander, Pressereferent, Schlanders, Pfarrplatz 59; Bonn, Mechenstraße 6.

Josef Ties, Referent für die Meraner Hochschulwochen, Ahornach 34, Sand in Taufers; Innsbruck, Rennweg 12/e.

Helmut Gädner, Sozialreferent, Bozen, Obstmarkt 37; Wien I, Judengasse 11/II/III/12.

Hansjörg Schwiembacher, Referent für Interessenvertretung, Lana Nr. 156, Villa Klarenbrunn; Rom, Via Nomentana 421.

Adressen der Aufsichtsrates

Leonhard Paulmichl, Stils Nr. 109, Gomagoi, Vinschgau; Innsbruck, Hötting, Brandjochstraße 4/a.

Klauspeter Heiß, Brixen, Stufels 10; Wien I, Führihgasse 10.

Oswald Hager, Bozen, Wangergasse Nr. 16; Innsbruck, Universitätsstr. 22.

Adressen der Verbindungsmänner und Kassiere

Innsbruck: Verbindungsmann: Erik Platzer, Mühlau, Deutsches Heim Nr. 10; Reschen 5, Vinschgau. Kassier: Alois Sparber, Andreas-Hofer-Straße 31; Telfs, Sterzing, Maurer 54; Bude: Rennweg 12/e.

Wien: Verbindungsmann: Hugo Beikircher, VIII., Piaristengasse 1; Bruneck, Tauferestraße 32. Kassier: Hansjörg Bergmeister, XIV, Beckmannergasse 13, bei Schmid; Brixen, Fallmerayerstraße 4. Bude: I, Führihgasse 10.

Graz: Verbindungsmann: Josef Laidurner, Eduard-Richter-Straße 10, II. Stock; Plars 1, Algund. Kassier: Hans Torggler, St. Peter, Petrifeldergasse 11; Meran, Carducci-Straße 22. Bude: Prokopigasse 1.

Mailand: Verbindungsmann und Kassier: Hans Egger, Via Legioni Romane 22/2, pr. Griccioni; Bozen, Weingartenweg 34.

Padua: Verbindungsmann: Anton Widmair, Via Marzolo 6; Mitterolang, Lexer, Pustertal. Kassier: Peter Prosch, Via Carlo Dottori 4; St. Leonhard 92, Brixen. Bude: Via Dottori 4.

Florenz: Verbindungsmann: Helmut Rizzolli, Via Montebello; Bozen, Runkelsteinerstraße 11. Kassier: Willi Hofer, Via Orti Oricellari 31, pr. Biagini; Bozen, Cadornastraße 13.

Neue Vorschriften für die Ausübung akademischer Berufe

Während des Krieges und in der Nachkriegszeit bis zur Wiedereinführung der Staatsprüfungen durch das Gesetz vom 8. Dezember 1956, Nr. 1378, waren die Befähigungsprüfungen zur Ausübung der Berufe des Arztes, Chemikers, Apothekers, Ingenieurs, Architekten, Landvermessers, Tierarztes und Handelsdoktors aufgeschoben. In dieser Zeit genügte die sogenannte provisorische Berufsbefähigung, die von der Universität erlassen wurde, an der der betreffende Akademiker seine Studien abgeschlossen hatte.

Mit Dekret des Staatspräsidenten vom 3. Juli 1961 wurde verfügt, daß die Akademiker, die im Besitze der provisorischen Berufsbefähigung sind, zur Erlangung der definitiven Berufsbefähigung ein Ansuchen an den Vorsitzenden der zuständigen Kommission jener Universität stellen müssen, die ihnen seinerzeit die provisorische Berufsbefähigung erteilt hat. Alle Akademiker, die vor Inkrafttreten des Gesetzes über die Wiedereinführung der Staatsprüfungen zur Berufsbefähigung die provisorische Berufsbefähigung erlangt oder im akademischen Jahr 1954/55 ihren akademischen Grad erworben haben, sowie jene, die innerhalb der obigen Frist in Österreich ein Dokortodiplom erhalten haben, besitzen ein Recht auf Ausstellung des Diploms zur definitiven Berufsbefähigung.

Diese definitive Befähigung zur Ausübung des Berufes wird erteilt, wenn ein Interessent mit entsprechenden Dokumenten nachweisen kann, daß er den Beruf, wofür er die provisorische Befähigung bekommen hat, tatsächlich ausgeübt hat und ausübt und daß er im entsprechenden Berufsalbum eingetragen ist.

Die an den verschiedenen Universitäten zu obgenanntem Zwecke einzurichtenden Kommissionen werden feststellen, ob die Antragsteller ihren Beruf tatsächlich ausüben.

Auf Grund des positiven Gutachtens dieser Kommission erläßt dann das Unterrichtsministerium gegen Bezahlung einer Gebühr von 9000 Lire an den Staat und von 10.000 Lire an die Universität die definitive Berufsbefähigung.

Rom: Verbindungsmann und Kassier: Hansjörg Schwienbacher, Via Nomentana 421; Lana 156, Villa Klarrenbrunn.

Venedig: Verbindungsmann: Hans Hinterhuber, c/o Pensione „Alex“, Rio Terrà dei Frari 2606.
Kassier: Otto Holzknicht, Campo S. Agnese 908/G, pr. Rosan; St. Ulrich, Ueberwasser.

Bologna: Verbindungsmann und Kassier: Günter Eccel, Bozen, Weggensteinstraße 51.

München: Verbindungsmann: Karl Trojer, 13, Isabellastraße 43, bei Lenart; Schlanders, Hauptstraße 103.
Kassier: Peter Mulser, 12, Bergmannstraße Nr. 14/I; Ums, Völs am Schlern.

Bonn: Verbindungsmann und Kassier: Sebastian Heliweger, Niederhohldorf, Burghofstraße 16, bei Dunkel; Taisten, Welsberg, Wiesen 25.

Die Adressen der Verbindungsmänner der neugegründeten Hochschulgruppen von Stuttgart und Mannheim sind noch ausständig und werden in der nächsten Nummer des Skolasten erscheinen.

Im Gesuch an die Kommission muß — außer den Personalien und dem Aufenthaltsort des Antragstellers — das Datum der Verleihung des in- oder ausländischen akademischen Grades (und der Anerkennung des Titels, wenn es sich um einen ausländischen akademischen Grad handelt), auf Grund dessen die provisorische Berufsbefähigung erteilt wurde, angegeben werden.

Dem Gesuch muß außerdem eine Bestätigung über die Eintragung in die Berufsliste beigelegt sein. Ebenso müssen die Unterlagen erbracht werden, aus denen hervorgeht, ob der Gesuchsteller als Freiberufler oder als Angestellter von öffentlichen und privaten Körperschaften oder von Privatpersonen seinen Beruf ausübt.

Die Entscheidungen der Kommission können innerhalb eines Zeitraumes von 30 Tagen nach ihrer Zustellung an den Antragsteller vor dem Unterrichtsministerium angefochten werden. Das Unterrichtsministerium entscheidet über den Rekurs nach Anhören des Gutachtens des Obersten Rates für öffentlichen Unterricht (Consiglio Superiore per la Pubblica Istruzione), dem zu diesem Zwecke ein von der zuständigen zentralen Berufskammer namhaft gemachter Vertreter beigelegt wird.

Die Gesuche um Erteilung der definitiven Berufsbefähigung sind innerhalb von drei Jahren nach der Veröffentlichung des Ministerialerlasses, in dem die Amtssitze der Kommissionen und deren Tätigkeit festgelegt werden, einzureichen.

Dieser Ministerialerlaß ist bisher nicht erfolgt, doch es ist damit zu rechnen, daß er in nächster Zeit herauskommen wird.

Wie man sieht, ergeben sich aus diesen Bestimmungen für zahlreiche Akademiker Auslagen und neue Sorgen und Mühen. Vielleicht wäre es doch zweckmäßiger und einfacher gewesen, wenn das Gesetz die bis 1954/55 erteilten provisorischen Berufsbefähigungen für alle jene, die im Berufsalbum eingetragen sind, als definitiv erklärt hätte.

Skirennen

Wie in den vergangenen Jahren veranstaltet der Vorstand auch heuer wieder ein Skirennen, welches am Sonntag, dem 25. Februar 1962, am Karerpaß, und zwar am Rosengartenhang, ausgetragen wird.

Zur Austragung gelangt ein Riesenslalom mit einem Durchgang für die Kategorien Damen, Altakademiker und Herren. Alle interessierten Kolleginnen und Kollegen sind zur Teilnahme freundlichst eingeladen. Sie und die Schlachtenbummler mögen sich baldigst im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20, II. Stock, oder bei den Verbindungsmännern der jeweiligen Hochschulgruppen melden.

Die Abfahrt erfolgt von Bozen, Tiroler-Etschland-Straße (Dom-Café), um 8.30 Uhr. Beginn des Rennens: zirka 10.30 Uhr. Eventuelle Änderungen werden noch rechtzeitig bekanntgegeben.

Inlandsstipendien ausgeschrieben

Der Präsident des Landesausschusses Bozen hat für das akademische Jahr 1961/62 einen Wettbewerb zur Vergabe von 35 Stipendien zu 150.000 Lire an Hochschüler, welche an inländischen Universitäten oder gleichgestellten höheren inländischen Instituten studieren, ausgeschrieben.

Nicht mehr als ein Angehöriger ein und derselben Familie kann um Gewährung eines Stipendiums ansuchen.

Das Gesuch ist an den Landesausschuß — Abteilung III: Öffentlicher Unterricht — auf stempelfreiem Papier zu richten.

Erforderliche Dokumente (ebenfalls stempelfrei):

1. Staatsbürgerschaftszeugnis; vom Regierungskommissar vidimiert;
2. Bescheinigung über den ständigen Wohnsitz in einer Gemeinde dieser Provinz;
3. Inskriptionsbestätigung für das akademische Jahr 1961/62;
4. Bestätigung der Universität, aus der — unter Angabe der Noten und des Prüfungsdatums — hervorgeht, daß der Antragsteller sämtliche für das akademische Jahr 1961/62 vorgeschriebenen Prüfungen mit positivem Ergebnis abgelegt hat.

(Ausnahme: Die Hörer jener Fakultäten, bei denen das Studium in zwei- oder dreijährigen Zyklen eingeteilt ist, dürfen nicht mit mehr als zwei Hauptexamen für den zweijährigen Zyklus und mit nicht mehr als drei Hauptexamen für den dreijährigen Zyklus um ein Jahr im Rückstand sein.

Jene Hörer die den zwei- oder dreijährigen Zyklus noch nicht abgeschlossen haben, können für jedes belegte Studienjahr dieses Zyklus mit einem Hauptexamen im Rückstand sein.

Erforderlicher Notendurchschnitt: 21/30. Die Studenten, die heuer im ersten Studienjahr inskribiert sind, müssen eine Abschrift des Reifezeugnisses vorlegen.

5. Familienbogen mit Angabe des Berufes der einzelnen Familienangehörigen, versehen mit einer Erklärung des für die Wohnsitzgemeinde zuständigen Bezirkssteueramtes über die Höhe des letzten besteuerten Einkommens, das zur Vorschreibung der Komplementärsteuer für jedes Familienmitglied in der Steuerrolle aufscheint. Höchstes zulässiges besteuertes Einkommen der Familie: 1.000.000 Lire.

6. Erklärung der Heimatgemeinde über die Höhe des für die Familiensteuer berechneten Einkommens. Falls der Antragsteller einer Familie angehört, deren Mitglieder von der Entrichtung dieser Steuer befreit sind, muß dieser Umstand mit einer Bestätigung der Gemeinde belegt werden.

7. Jedes weitere Dokument zum Nachweis besonderer Bedürftigkeit.

8. Erklärung des Gesuchstellers, daß er keine andere Studienbeihilfe bezieht.

9. Erklärung des Gesuchstellers, daß er kein fixer Gehaltsempfänger ist.

Die dem Gesuch beigelegten Dokumente dürfen nicht früher als drei Monate vor Abgabe des Gesuches ausgestellt sein.

Einreichetermin:

15. März 1962, 18 Uhr!

Wenn der Antragsteller nach Einreichung des Gesuches beim Landesausschuß von einer anderen Stelle ein Stipendium erhalten hat, dann muß er bei der Zuweisung eines Landesstipendiums den Nachweis erbringen, daß er auf ersteres verzichtet hat.

Wortwechsel

Lieber Skolast!

Zu den zur Diskussion gestellten zwei Plastiken (Heft Nr. 4) bemerke ich folgendes:

„Liebende“:

„Der neueste psychologische Versuch, wie weit das Volk sich irreführen lasse“ möchte man in Abwandlung eines Gedichtes von Leitgeb sagen. Zunächst glaubt man, eine Kreuzspinne oder ein ähnliches Insekt vor sich zu sehen, allenfalls Aststückchen mit Moos, die vom Rauhreif überzogen sind.

Bei näherem Zusehen sieht man zwei Gestalten, die man bei aller Nachsicht für den „Künstler“ wirklich nur als Mißgeburten bezeichnen kann.

Der Autor wäre jedenfalls mit Recht unglücklich, wenn seine Söhne und Töchter so ausfallen würden. Das Ganze wirkt wie ein Schlag gegen den Magen.

Der Autor möge einmal darlegen, was er mit derartigen Verzerrungen, mit den gespenstig langen, viel zu dünnen Armen, Beinen, Leibern und Hälsen sagen will und überhaupt mit einer Darstellung, die mit dem Bau des menschlichen Körpers fast nichts zu tun hat.

Alpine Fauna:

Man sieht wie bei einem Bilderrätsel, primitiv dargestellt, eine Gemse, einen aufgespießten Fisch, einen Vogel und einen Bandwurm. Eine geistlose Spielerei, die mit Kunst nichts zu tun hat. Zu den Ausführungen über.

Tiroler Bautradition:

Was hierüber gesagt wird, ist im Prinzip gut, aber zu wenig verständlich. Der Künstler möge in Form von Photos und Zeichnungen darlegen, was er meint und was er auf diesem Gebiete wirklich versteht. Wie stellt er sich ein Bauernhaus in modernem Stil vor? Hoffentlich nicht als eine auf dünnen Stelzen über dem Erdboden schwebende Kommode!

Mit den besten Grüßen:

Dr. Fritz von Aufschnaiter
Bozen, St. Anton Nr. 2/A
(59 Jahre alt)

Antwort

Wir planen im Laufe des Jahres eine Nummer herauszubringen, die sich mit dem Thema: Gestaltung in Süd-

tirol (Architektur, Innenarchitektur und künstlerische Wege) befassen wird. Darin wird die Frage nach den Möglichkeiten moderner Formen in Südtirol behandelt werden. (Die Red.)

apropos skolast

ob es wohl einen tieferen sinn hat, wenn die oktobernummer des skolasten erst im dezember erscheint und dann als (verspätetes) weihnachtsgeschenk ende dezember verteilt wird? oder wenn die hochschüler von der einberufung und dem datum der vollversammlung nur mangelhaft unterrichtet werden? aber nun zum skolasten: man kann vom presse-referenten nicht verlangen, daß er alle artikel selbst schreibt und jede woche — etwa von bonn — nach bozen fährt um den druck und die verteilung zu betreiben, da er ja daneben das heißt in der hauptsache noch sein studium hat. der skolast muß gemeinschaftsarbeit sein. wenn sich fast nur der zuständige referent für unsere zeitung interessiert, dann kommt sie eben zwei monate zu spät und verschiedene mitteilungen sind veraltet. daß die verzögerungen nicht zuletzt durch die mangelnde mitarbeit der hochschüler-schaft entsteht ist oft gesagt worden; es hat aber nichts genützt. vielleicht haben wir keine probleme mehr?

der vorstand... nun der vorstand war alles eher als publicity-süchtig indem er sich in der zeitung fast nie bemerkbar machte. man sollte nicht vergessen, daß jährlich eine zahl neuer studenten mitglieder der hochschüler-schaft werden und daß denen die geflogenheiten durchaus nicht selbstverständlich sind... oder sollte man wohl das studium der statuten der südtiroler hochschüler-schaft ins matura-programm aufnehmen? „aufklärungsarbeit“ über die aufgaben und möglichkeiten der hochschüler-schaft wären durchaus angebracht. ferner vermißt man fast gänzlich hinweise auf ferienkurse, reise-möglichkeiten, tagungen usw., alles dinge, die von vielen mit interesse gelesen werden.

würde der vorstand insbesondere der sozial-referent mehr von sich hören lassen, wäre wohl auch ein regeres interesse der hochschüler zu erwarten. auch der skolast würde dadurch nur gewinnen. (interpunktion und groß-schreibung nach wunsch des verfassers)

heribert platzgummer (bonn)

Offene Stellen

Ein Bozner Rechtsanwalt richtete an die Südtiroler Hochschüler-schaft ein Schreiben, dessen Anfang hier wiedergegeben werden soll. Er schreibt: „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie den angehenden Juristen mitteilen würden, daß zahllose Anwaltskanzleien in Bozen und Provinz dringend Nachwuchs benötigen. Ich selbst benötige einen Mitarbeiter und suche danach schon seit Monaten, ohne die leiseste Hoffnung, einen zu finden...“

Interessenten werden gebeten, sich an die Südtiroler Hochschüler-schaft zu wenden.

Region

Wettbewerb für Inhaber des Ingenieurdiploms (Landwirtschaft): Wettbewerb nach Prüfungen für neun Stellen von „Hilfsinspektoren“ auf Probe im Stellenplan der höheren Laufbahn des technischen Personals der Landwirtschaft (Amtsblatt der Region Trentino-Tiroler Etschland Nr. 53). Nähere Auskünfte in der Südtiroler Hochschüler-schaft.

Gemeinde Bozen

Vize-Sektionsrät (Anfangsgehalt der höheren Verwaltungslaufbahn):

Eine Stelle, den Angehörigen der deutschen Sprachgruppe vorbehalten.

Studientitel: Doktorat in Rechtswissenschaften oder gleichwertiges Doktorat.
Gehalt: 1.266.000 Lire brutto im Jahr.

Vize-Sektionsrechnungsführer (Anfangs-rang der höheren Laufbahn im Rechnungs- und Finanzzweig):

Zwei Stellen, davon eine den Angehörigen der deutschen Sprachgruppe vorbehalten.

Studientitel: Wirtschafts- und Handelsdoktorat.

Gehalt: 1.266.000 Lire brutto im Jahr.

Endtermin für die Einreichung der Gesuche:

13. Februar 1962, 18 Uhr.

Ferner: **Fünf Stellen für Beamte mit Matura** (in Verwaltung, Rechnungszweig und Stadtbibliothek).

Gehalt: 771.000 Lire brutto im Jahr.

Die der deutschen Sprachgruppe vorbehaltenen Stellen, die aus Mangel an Bewerbern nicht besetzt werden sollten, werden von Bewerbern italienischer Muttersprache, die als geeignet befunden wurden, besetzt.